

Hajo Seng

Im X der Jahre



Hajo Seng

Jahreswende, 1997 – 1999

Im X der Jahre, 2000

vierte Auflage, 2012

**Kontakt: autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg
hajo.seng@autsocial.de
www.hajoseng.de**

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Jahreswende.....	9
Lebenswarten.....	11
Winterbilder.....	13
Farbenleere.....	15
Krieg.....	17
Frieden.....	19
Nur du.....	21
Zum Jahreswechsel.....	23
Bilder schweigen.....	29
Fallen.....	31
Vom Träumen müde.....	33
Meditation.....	35
Wort-los.....	37
Jahr um Jahr.....	39
Gibt es Leben vor dem Tod?.....	41
Zaubern.....	43
Im Fieberwahn.....	45
Mehr und mehr.....	47
Der Blick himmelwärts.....	49
Totenlied.....	53
Marslos.....	59
Standhaft.....	61
Spiegelspiele.....	63
Wegmarken.....	65
Bedeutungslos.....	69
Was er weiß.....	71

Im X der Jahre.....	75
3. August 1979: m-Tag.....	78
31. Januar 1982: j-Tag.....	82
25. Dezember 1985: f-Tag.....	85
Morgens (einige Jahre später).....	87
a-Tage.....	89
19. März 1997: Todestag.....	89
30. November 1988: Geburtstag.....	92
a-Tage.....	95
18. Februar 1993: h-Tag.....	97
Hajo.....	97
6. Juni 1997: s-Tag.....	105
x-Tage.....	111

Vorwort

Am 30. November 1978 bin ich in ein Feld eingetreten, das ich Liebe nannte. Genau 19 Jahre später fing ich an zu verstehen, dass ich aus diesem Feld wieder verbannt worden war. „Liebe“ ist dabei allerdings ein irreführender Begriff für dieses Kräftefeld, das maßgeblich die Bewegungen meines Lebens bestimmte; ich nannte es so, weil ich keine andere Bezeichnung dafür kannte. Damals, 1978, war ich davon überzeugt, einen Zwilling Bruder zu haben, der aus irgendwelchen Gründen abhanden gekommen war, sodass die Suche nach diesem verlorenen Zwilling die initiale Dynamik in diesem Feld darstellte. Dabei zeigte sich mir immer deutlicher, dass die Kraftlinien die Struktur meiner Körperlichkeit, meiner Sehnsüchte und vor allen Dingen meiner – autistischen – Einsamkeiten nachzeichneten. Das Leben in diesem Kräftefeld geriet zunehmend zu einer Forschung über diese außerordentlich vielschichtige Spiegelstruktur. Das Ende dieser Forschung war zugleich die Feststellung, mich selbst als jenen verloren gegangenen Zwilling wiedergefunden zu haben; die Einsamkeit stellte sich als Ziel jener Bewegungen heraus, von denen ich glaubte aus ihr herausgeführt zu werden. Diese „Liebe“, wie ich nach wie vor dieses Feld benenne, mündete nach neunzehnjähriger Odyssee in eine mystischen Vermählung mit mir selbst.

Jahreswende



Lebenswarten

Erwarte den Tag, erwarte das Leben:

Ich

erwarte, warte,

lebe den Tag, das Leben erleben

und warten:

Die Zeit, der Tod und ich.

Verluste sind Leben:

Ist Leben Verlieren?

Erwarten Magie?

Das Gesetz: Die Entropie des Geistes,
das Warten, das Leben.

Die Zeiten, die Tode; nicht ich

erwarte das Leben, erwarte die Tage
nicht.

Winterbilder

Im schützenden Dunkel der Nächte,
in eisiger Umklammerung
Leben,
das sich pulsierend gegen die Starre behauptet.
Wo?

Am Ende der Kraft,
selbstwärmend
& hungernd,
Leben,
das sich – entäußernd, entatmend –
gegen die Kälte behauptet,
gegen die Zeit des Weltganzen, des Allgegenwärtigen.
Jenseits einer Sonne, die gibt & gibt & immer nur gibt,
jenseits eines Mondes, der immer nur zeigt:
Festgefrorenes Geben, Zeigen,
Erkennen: Wo?
Leben.

Farbenleere

Dunkel und Tiefe sind verschwistert:

Das will gewusst sein

Bewusstsein

sein – nein.

Schwarz der Name,

Sonne das andere.

Im Färberausch blind

erkennend, nicht schwarz:

Blind

reiche ich dir den Apfel in blau.

Krieg

Kind, es ist Krieg
Leben und Sterben sind leicht
wie das Lieben.

Es spielt sich geradezu
im Dunkeln
abgewandt
im Innern.

Leicht ist die Luft,
schwereelos die Erde
und überhaupt die Elemente
alle

in ständiger Auflösung,
ständiger Aufruhr,
ständigem Spiel.

Leicht lebt es sich
Leicht liebt es sich:
Es ist Krieg, Kind,
Krieg!

Frieden

Die Wiesen, der Wald, die Dörfer so friedlich: Tragen auch sie den Tod in sich? Friede in der Erkenntnis des einzig gültigen Lebensprinzips: Seinem Ende. Friede der Steine, der Gräser, der Mauern: Die Gräser, der Wind, grasen: Friede ist Gras. Es ist Krieg. In Wirklichkeit. Wir, die Gräser aus Stein sind woanders. Wir leben und sterben nicht wirklich, weil wir den Tod in uns tragen. Grasend. Was treibt Lebende in den Krieg?

Nur du

Dir, dir, nur dir
vertraue ich es an,
das Geheimnis, das Unausgesprochene,
das sich hinter meinem „Ich liebe dich“
verbirgt.

Du willst es nicht hören.

Du bist der Träger des Mals:

Von Geist zu Geist

gebe ich dir,

empfange von dir

ich es,

das Geheimnis,

das sich offenbart,

wenn es nach berührungsloser Nähe

in die Ferne zieht,

wenn auf ichlose Glückseligkeit

Einsamkeit folgt:

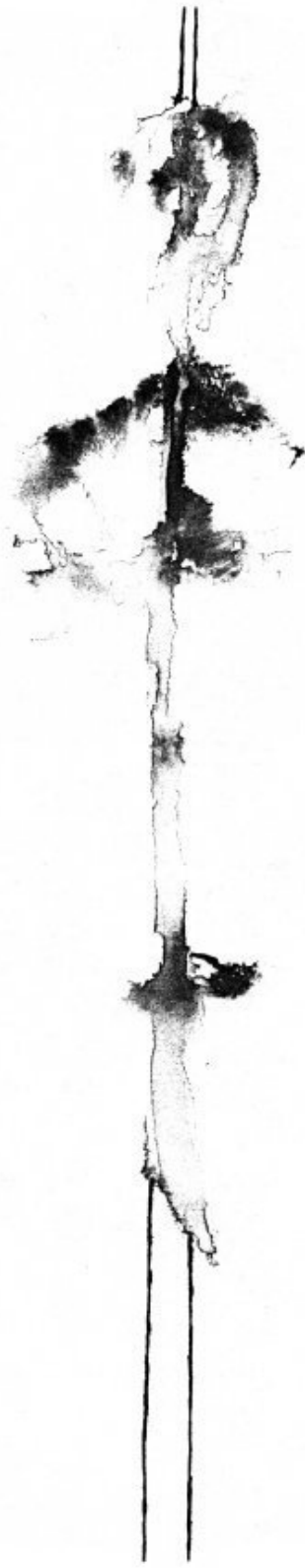
Du, du, nur du.

Zum Jahreswechsel

Das Jahr neigt sich dem Ende zu, die Wende rückt näher, um uns an das Ineinander der großen Kreisläufe zu erinnern: Schon Ende der Woche werden andere Zahlen geschrieben. Abstrakte, unverständliche Symbole für die Imagination eines Weges zwischen dem Schmerz der Identität und dem der Loslösung. Wie oft habe ich gedacht: „Wenn es nur endlich vorbei wäre, dieses Jahr.“, wie oft sie kamen, die Zweifel an der Kraft der Zeit, Wunden zu schließen und Möglichkeiten zu eröffnen. Da blitzt jetzt hier & da der Gedanke auf: „Es ist vorbei“, das Sichauftürmen der Ereignisse, die zu groß sind, als dass sie sich in einen einzelnen Daseinsfluss integrieren ließen. Die Verbindung zwischen der Erfahrung des Vorbeiseins und der Erwartung des Nochnichtbegonnenen. Auch dann, wenn nichts mehr fließt, wird es wieder Winter, Frühjahr, Sommer, ein anderer Sommer, aber dennoch Sonne: Ist es nicht großartig? So langsam, pünktlich zur Jahreswende, das Erwachen aus dem Schock, Austritt aus dem Stillstand der Zeiten, die nüchternen Bilanzen: Hier fehlt ein Bein, dort ein Arm, da das Auge. Trauer der Verluste, die den Blick wieder öffnen: Er ist klarer geworden; das nennt sich wohl „lernen“ – auch das ist Zeit. Mitten in all dem großen Verschwinden, dem großen Verschwinden der Momente in die Erzählungen, kann ich mich als Erfahrungswesen rekonstruieren. Und ich tue es: Nur weil ich es kann, aus keinem anderen Grund.

Ob mich das dem Tod näher bringt? Geburt und Tod sind parallele Ereignisse, gleiche Erfahrungen unterschiedlich situiert, sodass auch ich mich über Brüche, Transformationen, große wie kleine Tode und Geburten, konstruiere. Schließt sich auch hier einer dieser großen Kreisläufe? Führt das, was wir als Wege wahrnehmen nicht dahin, wo wir herkommen, wo wir sind und nicht sind, wo wir bleiben? In ein paar Tagen schon muss ich lernen, eine „8“ statt einer „7“ zu schreiben & diesmal fällt mir der Wechsel mit Sicherheit leichter als sonst, der erwartungsvolle Wechsel ins neue Jahr, das mit einem neuen Mond beginnt.

Jetzt ist es der doppelte Blick: Trauer & Sehnsucht, Verlust & Erwartung. Das, was war, und das, was kommt, & gerne würde ich sagen wollen: „Tag für Tag ein guter Tag“. So mache ich denn auch jetzt alltäglichen Gebrauch vom Wunder des Heraustretens aus dem Daseinsfluss & wünsche allen für jeden Moment, der eine Zeitenwende markiert: Tag für Tag einen guten Tag.



Handwritten text in a stylized, possibly cursive or calligraphic script, oriented vertically. The characters are dark and appear to be written in ink.

Bilder schweigen

Ich spüre die Farbe des Bildes, das in sich fallend verschwindet: Bitter.

Das Auf- und Untergehen der Bilder,

die Angst der Bilder vor ihrem Tod,

Angst, die sie das Laufen lehrte.

Ich spüre den Ruf der Bilder als Kribbeln auf der Haut.

Meister, du leerst!

Du kehrst

wieder!

Und, immer wieder, den Lauf der Bilder betrachtend wird Bewegung zum Bild,

starr,

wundstarr.

Ich spüre im Schatten der Bilder den Stich,

den Schmerz,

der da Erinnerung heißt.

Zu Schmerz geronnenes Ich.

Und du? Gibst keine Antwort, so laut ich auch brülle? Und du?

Die Bilder sind stumm. Ich höre nichts:

Ich Erzählung warte darauf gesprochen zu werden, warte und

spüre das nichts deiner Sprache im Schlaf.

Fallen

Gefangen – gehangen

Gefangen in den Strudeln der Physik

Metaphysik

Hypophyse

Hyper

In der Beschleunigung des Wahns

In der Beschleunigung der Lust

Beschleunigung des Todes:

Das Dreisein der drei: Die Liebe im Wesen des Todes;

der Wahn im Wesen der Liebe, der Tod ...

Näher, wenn entrückter:

Keinen Ort für Blicke

lässt die Zeit: Starre der Beschleunigungen,

Taumeln der Erinnerungen

im Fall.

Sag, Liebster: Nur im Schmerz bist du wahr?

Vom Träumen müde

Vom Träumen müde werfe ich dich hinaus, ins Wirkliche, als Traum: Mein Blick macht dich starr, mich wehrlos; so, gemeinsam, zusammen, vereint sind wir einsam, zweifach – auch dich: Sehend – versinke ich im uneinen Weltennichts. Gerade einsam sind wir nicht alleine, das lehrt uns der Blick, mit dem wir vergeblich – und ohne Not – versuchten, uns zu töten, die Spiegel, die endlosen Reflexionen zu zerschlagen; & deshalb habe ich allen Träumen zum Trotz verlernt zu sprechen: Allen Träumenden zum Trotz, nichts anderes heißt ja vergessen. Vom Träumen müde lernten wir, uns zu bewegen, in Bewegung, diesem Labyrinth des Todes, uns aufzulösen, denn Bewegen heißt Entfernen, ist die Fremde, in die wir uns versenken; und wieder Bewegung als Versinken: Alle Wege führen in die Tiefen des Ozeans, im Traum, wir sind woanders. Eingefroren im Eis, das der Schein der Sonne unablässig auf uns wirft, womit wir Schicht für Schicht eingeschlossen werden, einziges Umschlossenein, nur noch Hülle; in diesem Eis ist kein Bewegen, gelangen wir nicht auf irgendeinen Grund, auch wenn er noch so flach wäre: Wir wären Schwebende. Im schillernden Reflex der Ichhäute erstrahlt das Scheinen, sodass jene Illusion der Wärme entsteht, an der wir scheiterten: Das Ende des Träumens, das den Blick freigibt in die unerhörten Dimensionen der Finsternis, der Finsternis in diesen Schädeln, in denen sich die Träume vollziehen, die scheinbar endlose Wiederkehr der Bilder. So bleibt auch diese, deine Ansprache stumm, auch wenn du es vermagst, die Abwesenheit zum Reden zu bringen, der Schall erstickt auf seinem Weg durch die Oberflächen; in diesem Tod zeigst du dein Leben. Im Immertiefer des Rauschens durchdringe ich so die Farben der Welt, durchdringe dich, wo ich mich als längst schon gewesen finde, in den Tiefen des Rausches: Das ist das häutene nichts zwischen uns, das ich – verdreht – beschreibe.

Meditation

Aus dem n-ich-t als
steigt das Fragen auf,
leuchtet das Wissen der Sterne
in die Dunkelheit,
jenseits der Verzweiflung
koordiniert.

Fragen über Fragen:

Stellen wir uns?

Wirklich? Und du?

Höre das „oum“ in „kaum“,
das Fließen der Stimmen

– wenn sie sprechen –

die Kraft,

wo nichts war.

Wort-los

Im Mond – das Wort
Das Lächeln – ist fort
Es ist – sie scheint – es ist
der Ort – das Leb
ein Spinnengewebe
Das Lach, ach, sacht
sacht die Macht
Im Wort
der Ort – lächelt
und scheint
fort

Jahr um Jahr

Heute: Elektrische Gerüche nehmen die Witterung auf

Dem Selbstbewegten erklingt die Musik

Das Schwingen

der Zeiten

Jahr um Tag: Wir sind lauschig heute,

lauschen dem Lauf

der Jahre, wie die Pflanzen:

Die Bäume & die Blumen, die weißen Schafgarbendolden,

dem Laut, der heute erklingt:

„Jahr um Jahr ein gutes Jahr“,

höre ich ihn,

„Jahr um Jahr ein Todesjahr“

Das Unverstandene unvergessen

Die Visionen, erinnerungsträchtig mit dem chemischen Leib verschmolzen

Eingeschrieben die Sucht

nach Leere,

sein Vergehen

sein Vergangensein

Eingeschrieben dem Jahreslauf,

der zum Wir erblühen lässt

die stets von Nerven erklingende

Gleichmut

Gibt es Leben vor dem Tod?

Fragst, als wüsstest du
nichts

– keine Antwort

ohne Ansprache –

nichts wüsstest du,

oder?

Nicht das Sterben,

der Schmerz,

der phantomisch

auf die fehlenden Glieder weist,

nichts wüsstest du:

Du weißt,

der Augenblick, der in der Ferne strahlt,

der Blickstern

phantomisch,

für den du alles trägst,

erträgst bis zum Unmenschlichen,

ins Unerträgliche entstellt,

du weißt:

Es gibt kein Sterben vor dem Tod,

es gibt dich.

Zaubern

Ich kann zaubern

Ich zaubere dich herbei,
deinen Körper nackt;

ich verzaubere dich von
innen nach außen.

Deine Gedanken mein Eigentum

zaubere ich

mich zu dir,
deinem Körper.

Hilflos das Kind, das

zaubern kann,

den Prinzen

zaubert.

Im Fieberwahn

Im Fieberwahn

hatte er

Besuch

Menschen

Gesellschaft

Austausch

Reden

Musik

Menschen

Träume

im Fieberwahn

wann?

Wahn

Mehr und mehr

Ich habe

Angst und

noch Angst und
v i e l mehr
mehr für dich

die Scheu & das

Wagnis

habe die Zukunft

& die Vergangenheit

keine Zukunft

nur mit dir

der Mond

ich schweige mit dir in kühler Nacht

die Wolken

dunkle Wolken habe ich

meine Lichtjahreshand reiche ich

dir & habe

Wolken &

Zeit: Das kalte Licht,
das blaue: Habe das

Blaue: Die Angst

Mond hinter Nacht

hinter meiner

Weltennacht

Mond, ich

bringe

Angst &

Dunkelheit

ins

graufahle Licht

die schwere

Leere, die eine Sonne grell hinterlässt

eine Vergangenheit &

1 Zukunft

schicke ich

dir auf

dieser Wolke, lasse sie driften

trudeln

gen Zeitloses End zeit loses

bringe dir

mich

nackt

Angst

Der Blick himmelwärts

Weißer Söhne des Himmels
befreit
für immer & jetzt
von ...
Befreit, weiße Söhne
aus dem Paradies, dem
immer da, immer sein, dem
nicht: Mehr-mehr-mehr, dem
nicht: Verlangen, Suchen,
der Langeweile: Ewigkeit und Nichtzeit.
Weißer Stern,
Nacht für Nacht begleitend,
erhellend den Mondschaten, weißer
Stern: Nicht-da, nicht-hier,
befreit
vom Zeitlauf,
Anfang jagt Ende:
Im Moment, Menschenmoment,
weiße Söhne des Himmels:
Frei!
von sehend-suchender
Erkenntnis
vom Leid der
Anderen, weit, weit
(mehr, mehr)
von schwarz & weiß.



五言古詩一首

Totenlied

Von Nahem – uns fern:

Die Kraft, Freund, deines Schreiens
deiner Schmerzen,
mit Übermacht unterspült sie
unser Hier- & Dasein.

Fern, in dieser Stunde,
rücken die Welten, Kompromisse abgestreift wie alte Haut,
rückt alles, was wir teilten:

Denken, fühlen, atmen,
alles, was uns gemeinsam war.

Einsam ist die Zeit des Sterbens:

Entfernt, weit entfernt die Haut
vor dir, Haut

die Berührungen nunmehr nur noch
sieht, betrachtet, verwirft.

Wie ein Messer zerteilt der Schmerz die Welten,
die Berührungen, das Sprechen,
der Schmerz, der glühend das Feuer
entfacht,

das letzte, verzehrendste;

Er holt uns an den Ort der Trennung,
der Scheidung: Es gibt kein Entkommen –

Wir sind hier, überall ist hier,

überall ist unser Sterben: Es lässt sich nur nicht wissen.

Das Brennen zieht die Glut aus deinen Augen,
die sich bereit machen zum Rückzug

in ihre Höhlen,

zieht das Fühlen aus deinen Gliedern,

verzehrt die Zeit: Das Vergangene, das Kommende.

Es zieht sich zurück schließlich,

zieht dich zurück,

unsere Körper unvergleichbar, sind wir fern,

wie wir ferner nicht sein könnten: Jenseits & diesseits

des Brennens – ich halte die Hand.
Die Haut sticht:
Versinken, ein einziges Versinken.

Schwer wie der Atem jedes Wort,
das zeigt: Dahin, dorthin, morgen & gestern
– jedes „Weißt du noch?“ bleibt ohne Antwort –
jedes Wort so schwer, weil es trennt,
weil es aus all den Leben dieses eine
mit chirurgischer Präzision herausschneidet
und dabei die Fühllosigkeit jeder Trennung
offenbart:

In jedem Gesagten steckt der Atem, im Atem der Tod.

Die Bereitschaft zur Fahrt,
das sehnsüchtige Abschiedwinken der Dinge,
das Zerfließen der Erinnerungen, der Blicke, der Berührungen,
all das bleibt ungesagt.

Der Atem trägt nicht mehr; er flieht.

So richte ich schon das Bett in Gedanken,
es wird kein morgen mehr geben,
so füllt sich der Raum, vom Licht entleert.

Das Schweigen der Welten – wie sie kommen, wie sie gehen –
hat sich herabgesenkt auf uns,
schwer wie der Atem jener Moment,
der das Fühlende zur Ruhe kommen lässt:

Die Blicke zu langsam jetzt,
als dass sie berühren können.

Die Körper zeigen sich als Geborenwerden
in den Momenten des Fließens:

Aufgesogen von dieser Welt
vergeht nichts mehr.

Auch nicht die Stille nach dem Brand,
erst recht nicht die Stille, die uns
in falschem Trost
vereint.

Du versinkst – ein bloßer Schatten, eine Kontur,
ein träges, verblassendes Echo leugnet
ein letztes Mal
die Zeit, unsere Zeit:
Versinken.

Leere hat uns empfangen,
Dunkelheit kennt keinen Ort:
Wo sind sie hin: Denken, Fühlen, Erwarten?
Jede Distanz kennt eine größere Distanz:
Entfernen, das nennt sich Leben.
Doch wir,
uns sind keine Namen mehr geblieben.

Die Haut verkrustet,
wie ein Ei, das Druck von innen erwartet,
im Zerbrechen begriffen; die Haut
bereit, abgestreift zu werden.
Das Lichtlose von einer Kruste geschützt
hat alles Nehmende erstickt. Es gibt kein Geben.
Unerreichbar und immer hier,
ein Atemzug nur trennt Leben und Tod,
einen Atemzug bist du entfernt und bleibst
entfernt
um diese eine Sorge.
Aufbrechen der ausgetrockneten Hülle,
Gase entweichen, das Flüchtige – wie immer –
flieht, der Atem von Moment
zu Moment
gerettet stockt
und fährt fort im Stocken,
bläst Wind in eine Weite,
in die momenthaften Ausdehnungen.
Dein Körper entweicht dem Harten,
dem Schädeligen, unverhüllt,

ohne Rückkehr: So kennen wir es,
so erkennen wir es: Versinken; die Stille
im Atemlosen.
Kein Feuer, kein Brennen, kein Schmerz,
kühl ummantelt,
kein Vereinigen, kein Trennen:
Versinken.

Das Sinnen nach innen gekehrt
erfüllt nun die Welten.
Die Rhythmen gedämpft, verschwunden, verdunstet:
Zeugen sind wir
der Heimkehr der Dinge, der Elemente, der Attribute,
stumme Zeugen das Zerteilte, Entfernte
zurück zu tragen.
„Zurück“, das Wort, das unsere Wege scheidet;
unsere Blicke auf jeweils Unerreichbares gerichtet:
„Du bleibst“, ist uns vorgeworfen:
Wir essen nicht, verdauen nicht,
wir nehmen nicht auf,
haben uns nichts zu geben.
Mit dem Atem entweicht die Stille,
um einer noch größeren Stille
Platz zu geben und ihrem Entweichen.
Im Strudel des Entweichens
erreichen sich die Hände
nicht mehr.
„Nie mehr“, sagt eine Sprache,
die nicht Zeugin sein will. Das Zur-Seite-Treten der Körper,
der Dinge, der Wände, alles Vertrauten:
Wir brauchen keinen Halt, wo es kein Halten gibt.
Die Kraft, Freund, des Zurückweichens
der Kälte, die unser Zuhause ist,
sie reißt uns mit,
reißt uns voneinander fort:

Die Nervenenden – ohne Halt nun –
ziehen sich bis zu ihrem Verschwinden
zusammen.

Bis zu ihrem Verschwinden:

Dieser Gedanke wiegt schwer,
schwer wie der Atem,
der letzte Atem, der nicht
losgelassen werden will,
der den Augenblick hält wie ein Mahnmal,
wie ein letzter Lehrer, und der nichts mehr
zu sagen hat: Ergib dich,
wo weder Geben noch Nehmen ist,
ergib dich!

Ich versuche nicht zu greifen,

taumle verlassen,

vom Augenblick verlassen:

Der Atem versinkt im Unsagbaren, Ungestalteten, Atemlosen,
im „nicht“: Die Nähe – uns fern.

Marslos

Marslos, du,
im Weltenleck,
im nichts einer untergehenden Epoche,
in der Haut der Versinkenden,
durchlasserprobt.

Das „wir“
eingehüllt in deinem Gesprochenem
badet –

der Mond ergießt
sein kühlendes Licht
auf dieses „wir“:

Auf uns.

Haltlos die Hand,
die ausgestreckte,
fühlende,
nichtfühlend erkennende,
haltlos das Tasten
der Blicke,
marslos die Zeit.

Standhaft

Mein Stand
aufrecht im Sturmlosen
Aufrichtigkeit des Leidenschaftslosen
los – frei?
Der Lauf der Gestirne
leer
in den Ritualen der Lebensperioden:
Geschichte
– im Angesicht des Todes –
kennt keine Geschichten.
Der Jahre
Milliarden: Leicht
innen getragen
unplan
ungestad
sich selbst
unähnlich das ich
des Universums:
Des Einseitigen, Vielfältigen
(polytropon):
Der Stand
fest – zeitlos
näher & näher
der Tod.

Spiegelspiele

So ruf ich denn:

„Du bist Spiegel, bist Spiel“
und wische den Staub
hinter dem ein Antlitz
– mein Antlitz –
den Vorschein verweigert.

Im Messerscharfen
Glasklaren

Spiegelglatten ruf ich:

„Kehre nie wieder“
und senke die Lider,
denk an die Ferne:

Das Licht und das Leben
und nicht mal die Blicke
scheinen gegeben.

Im Eis konserviert,
den Sternen verweigert
– mein Zeichen: Die Stirn,
hinter der sich Vergessen
in Erinnerung ruft.

Wegmarken

So steht er im Blick des Toten & sagt das „Gehe und kehre nie wieder“, sagt es sich, dessen Aufgabe er nun in der Erforschung des Scheiterns dem Fluss der Zeiten Gestalt versucht zu geben. An ihm vorüber die Zeiten der Suche, Erinnerung; Suche nach einer Lebensform für einen, der nicht gelernt hat, „ich“ zu sagen. Der Tod ist das Ende der Suche, wie das „nicht“ ihr immer neuer Beginn. Jahre der Suche, die Zyklen negierend, das Gleichmaß, das die Wesen überall hin in ein und dasselbe zurück führt, Jahre – azyklisch, asymmetrisch – gesteigert zu überweltlicher Intensität in den A-, H- und S-Jahren, die ihn haben finden lassen eine Form für das Amorphe. Er hat es abgelegt, das „ich“, das fremde, künstliche, unsagbare, das er sich als Maske überstülpen musste, um zu existieren – heraus zu treten, das ihn in lebenslanger Qual langsam zu ersticken drohte. A und S hießen die ichs, in denen der atmend leben konnte, dass sie nicht seine waren, er aufgegangen in einer beispiellosen Synthese zweier Wesen, die ihm Felder und Bereiche öffneten, groß genug, um ganz darin zu bestehen. Unganz oder fremd, so hieß die Alternative bis dahin; in A und S wurde er ganz und nichtfremd, weil es nichts eigenes mehr gegeben hat. Ein Jahr Leben in diesen beiden, als ihre Synthese & schon zeigt die Welt sich als Tod; er sich selbst im Blick des Toten.

A bekam den Krebs, S den Wahn. Wahn, ihn zerstören zu müssen, der ihm eine neue, unbekannte Lebensform zeigte. Die Transmutation, die die unvollständige – weil Tot- – Geburt vervollständigen sollte, zeigt sich als Irrtum, implodiert zu hochverdichteten Symbolen wie Schmerz und Tod; im Blitzkrieg haben die Pole die Welt sich zurückerobert und wieder vereint. Untrennbar ineinander verwoben lernen Krebs und Wahn vereint, das „ich“ zu sagen. Gemeinsam mit dem nicht: n-ich-t. Dabei war alles so gut vorbereitet, menschliches Füh-

len erlernt, dann die quasi ewige Beziehung mit A, in der das Leben hell wurde und ohne die es vielleicht wieder dunkel werden wird; die langjährigen Forschungen mit H, die die Unmöglichkeit der Übertragung ans Licht brachte.

Er lernte, sich an den Gebrauch des „ich“ zu gewöhnen, das ihm nie etwas bedeutete, das für ihn daher immer Synonym des nicht war; lernte, es zu gebrauchen wie die Drogen: Wenn es gerade mal nicht da ist, wird es finster, kalt, starr – er verwandelt sich in einen Toten, der vielleicht höchstens noch nach außen den Anschein eines Lebenden erwecken kann. Der Preis dafür ist hoch, ist das Fremdsein, die Isolation, die Distanz zu den Dingen, wie den Menschen und den übrigen Wesen. Von keinem Blick erfassbar als von dem der Toten. Daher die Suche, die Forschungen, genau um diesem Dilemma zu entkommen. Und nun wieder das Scheitern, alter Bekannter. Die Offenbarung der Trostlosigkeit einer Welt, die einen einmal Verschmähten nicht wieder aufnimmt: „Gehe und kehre nie wieder“; die Wegmarke der Toten sein Zeichen, sein Bannfluch.

Mit A lernte er, das Dunkle zu zähmen, die Isolation Stück für Stück zurück zu drängen, um in seinem Leben auch Platz für anderes zu bekommen. Es ist der Austritt aus diesem fremdgeborenen Altraum gewesen, der Beginn eines Lebens, das diesen Namen verdient: Leben für einen eigentlich Totgeborenen in einer Welt, die mit Toten nichts zu tun haben will. Dennoch zwischen A und ihm die Barriere ihrer Welten, kaum überbrückbare Kluft. In der einen Welt immer nur Stückwerk, Fragment, nie ganz. Die Nähe, die Überwindung der Isolation fordert als Preis seine Zerstückelung. Später, H soll der erste Kluftlose sein, der erste seiner Art, dem er begegnet, dessen Welt, Erfahrungen, Wahrnehmungen er teilt, dem er daher so nahe, distanzlos nahe ist, wie keinem anderen Wesen. Seine Welt, die er nun teilen kann, mitteilen, kennt aber keine Ent-

fernungen, nicht das Ferne und auch nicht das Nahe. H und er sollten sich daher nicht nahe kommen können, nie. In der Welt der Menschen zersplittert, in seiner eigenen isoliert – egal, was er da vorfinden würde, es würde nie zu einer Begegnung kommen. Zu einer “echten“ Begegnung, die sich nicht nur als Illusion zeigt.

Die H Jahre gerieten so zu Forschungsjahren, Jahren der Erkenntnis, der systematischen Suche. Das vorläufige Ende dieser Zeit war der Beginn der S-Zeit, die kaum mehr als ein Jahr werden sollte. S-Jahr.

Bedeutungslos

Die Zeit fährt heraus
aus deinen Gliedern,
singt beständig ihr
„Kehre nie wieder“.

Im Jetzt
verloren

Bedeutung des „jetzt“: geboren – verloren – erfroren

Das XOR der Weisheiten dieser Welt

Träumer, hey:

Die Lider tonnenschwer öffnen keine Horizonte,
sie schließen.

Du bist der Traum,
der Traum nichts als du:

Tot

im Wandel der Ewigkeiten.

Die Zeit führt dich heraus,
hinaus aus deinen Gliedern.

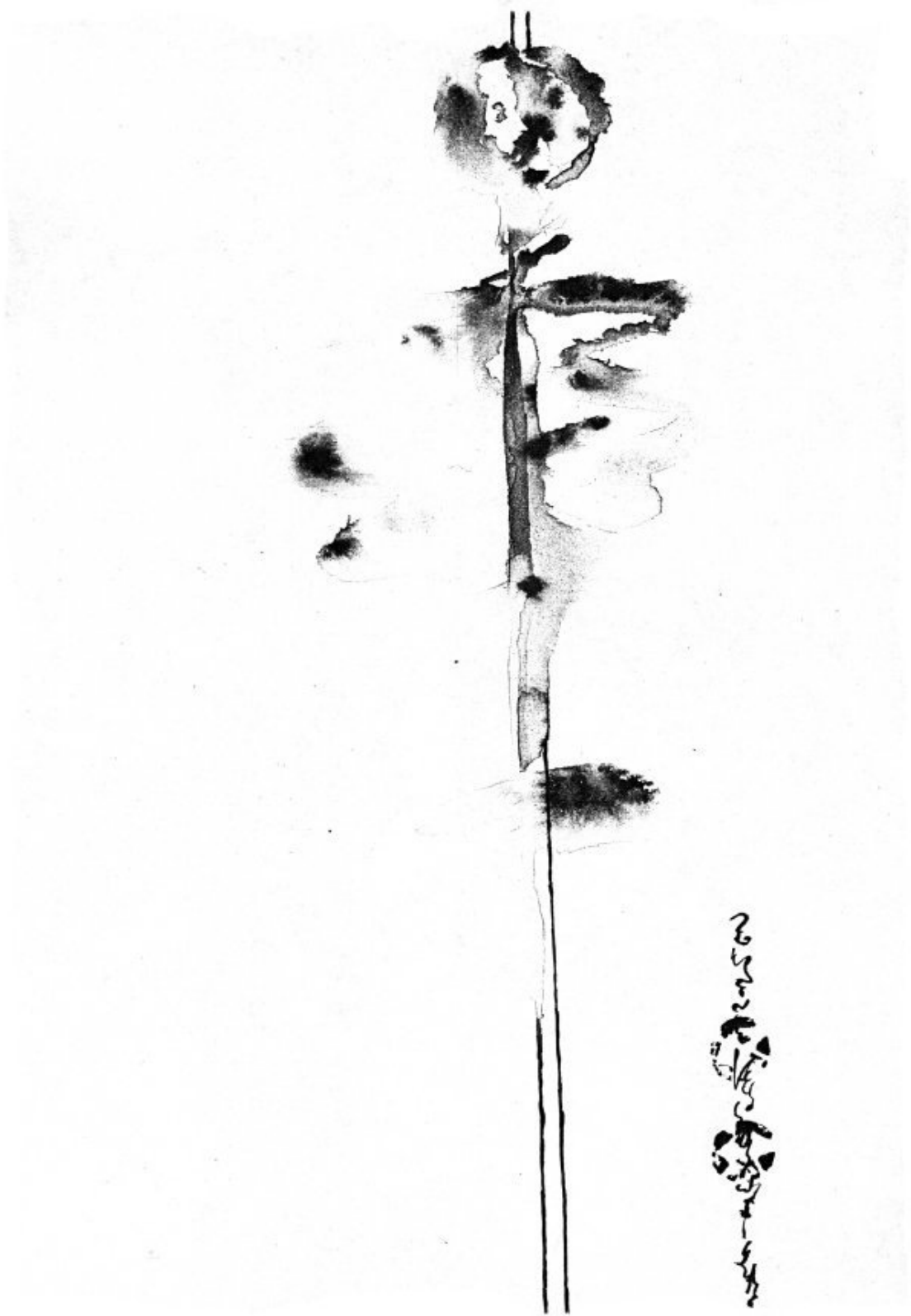
Was er weiß

Was weiß er schon von diesen Verfinsterungen, von diesem Jungen als freischwebende Erinnerung hermetisch verpackt, der von seinem steinernen Thron aus Todeswünsche aussendet; was von den quälenden, schmerzenden Bildern, die Nacht für Nacht als Heimsuchung seine Träume füllten? Un- erreichbar, unteilbar die Flucht, die erstarrte Bewegung des Fliehens. Er, der mir nie begegnet ist, wird mich verlassen.

Ich bereite ihm ein Grab im Wald: das ist eine Entscheidung, zumal er – mehr als einmal – das Meer in seinen Augen gesehen zu haben glaubt, das Farbenverschwinden; ein tiefes Grab habe ich vor zu graben: Nach all den Jahren, den beständigen Wiederholungen und Wiederbegegnungen soll er Ruhe finden, und dafür, das weiß ich, muss jede Möglichkeit der Rückkehr, jede Umkehr ausgeschlossen sein; gerade für ihn muss es ein Grab ohne Wiederkehr sein. Aber ich grabe nur sehr oberflächlich, bringe es nicht zu irgendwelchen Tiefen: Tiefe, hieße das nicht, luftleer zu atmen, die Zeit verschwinden zu lassen zwischen zwei Atembewegungen? Ich übergebe die Entscheidung den Armen und Händen und sie graben nicht tief, so dass sie bleibt, die Chance wiederzukehren, dass er wiederkommen würde, mit Sicherheit, irgendwann. Den traumfesten Körper in den Armen gebe ich ihm Angst, alles was ich habe, den Tod. Er zittert, fest an mich gedrückt zittert er. Das Messer aus einer anderen Schicht, aus einer, in der Gedanken zerteilt daliegen, dem Eindringen, aus einer anderen Zeit das Messer, das das Bild zerschneidet, mich nicht alleine zu lassen. Auch das kenne ich gut, und lasse mich rücklings fallen in das Andere, das Meer, das mir nicht zuteil wurde, lasse mich durch die Körper fallen, mich im Fallen schälen. Ich bereite ihm ein Grab im Wald: Das ist seine Entscheidung; einmal in Gang gekommener Prozess, der sich erbarmungslos fortsetzt und nach nichts schreit, als nach

seinem Ende, der nichts sonst mitzuteilen hat: Ende! Schluss! Einsamkeit und Einswerden, die Imagination des Getrenntseins, sie breitet sich aus, ummantelt die Körper, löst sie auf, um sie dem Boden als Flüsse zu hinterlassen. Nie bin ich mit ihm gegangen, nirgendwohin, nie bin ich gegangen überhaupt, und jetzt betreten wir gemeinsam den Wald. So wie wir durch den Wald gehen, schreiten wir über die Meere, das Versinken im Bewusstsein der Stand, der uns durch Abertausende übereinander gelagerter Erinnerungsschichten traumelt. Der Versuch, die Augen zu schließen. Sehe in meinem Gesicht die Jahre, den Tod, einen knöchernen, harten und grinsenden Tod, sehe ihn flüchtig. In ein paar Augenblicken schon wird er wieder verschwunden sein, der Tod in meinem Gesicht; als Schatten, in einem noch nicht Form gewordenen Zustand wird er bleiben.

Hand in Hand mit deinem Traumschattenkörper wirst du von keinem Menschen mehr berührt.



Im X der Jahre

Unaufhaltsam ist ihr Schrumpfen, der Jahre auf Monate, auf Tage, auf Momente, die markiert Wege zeigen, ihre Verschlingungen, Berührungen, Verzweigungen, die als x-Tage Jahr für Jahr wiederkehren, als X-Jahre sich verlieren. Jetzt, nach dem X der Jahre, hat es noch immer keinen Träger gefunden, das Tier, das am Wegesrand seine Wunden leckt, die Heimholung ist nicht erfolgt im Angesicht der Verfinsterungen, des kommenden Gewesenen. Es hält sich an die Tage im Jahr, die x-Tage: m, j, f, die sie herbei holen, die X-Jahre, A, H, S, hält sich an die Momente, die diese Tage rufen, die Marken: Sie schließen sich. Die Bilder haben ihn verlassen, erfüllte Bilder wehr- und bewegungsloser, gefesselter Körper – Schmerzen, Wunden, Narben an die Kette gelegt statt dessen, die fühllose Algebra der Bedürftigkeit, die Wandlungen des großen wie des kleinen x, benetzt und daher glänzend, der Zug nach innen, Immigration der Namen: Sie sind fort. Endgültig. Der Entzug von X nach x nach innen zeigt sich unaufhaltsam, als Gesetz des Erinnerns: Schrumpfung. Und im Entzug, am Horizont der Erinnerungen, weisen noch Schattenspurten den Weg, den sie gegangen sind, die Bilder, den vorüberziehenden Tagen und Jahren voraus, ins X der Zyklen des Nicht- und Nie-wiederkehrenden; im Entzug nimmt es die Witterung auf, das Tier am Wegesrand, wagt den Sprung und auch die Rede: „Verschwindend – wenn überhaupt – bin ich erkennbar“. Verschwindend, wenn überhaupt, sind sie erkennbar, die Jahre wie die Tage, in ihrer wahrnehmungslosen Arithmetik von Verlust und Wiederkehr.

Verschwindend auch ihre Farbe: Das Verschwinden des Blau ihrer Augen, deren zentrales Schwarz die Wege freigibt ins Innere, das berührungslos Nahe; Indigo, das Verschwinden der Farben, blaues Verschwinden, Erlöschen der Gluten in sehnsüchtig um sich blickenden Höhlen. Nichtfarbe der Sucht, des Entzugs, Sog des sich immer weiter Entfernenden. Das ist sie, die Farbe, Indigo, das Zeichen, das beständig wiederkehrt, markiert, sich verliert – seine Farbe, Farbe der Namen, seiner Namen, Farbe, in der er sich wiederfindet; im Anderen.



3. August 1979: m-Tag

Ein x-beliebiger M-Name, Mathias, Malte, Micha, Meno, welcher auch immer. X=M der Beginn seines Berechnens, Zusammenführens und Auseinanderdividierens, der Beginn der Namen mit dem Namen seines ständigen, wenn auch oft unsichtbaren Begleiters; innerer Begleiter, der auch jetzt da ist in ihm, wie immer, hier im Wald, an der Stelle, wo sie sich immer wieder treffen, nachdem sich ihre Gedanken berührt haben. Jetzt ist er nicht tatsächlich hier, nur in seinen Gedanken, in seinem Fühlen und Sehnen – unerreichbar tief in ihm verborgen; jetzt trifft er sich mit den Jungs aus der Clique an der Stelle, an der er mehrmals schon seinem inneren Zwilling begegnet ist, die daher seine Stelle ist. Er denkt stets an ihn, an seine Liebe, von der niemand etwas weiß, vielleicht nicht einmal der Geliebte; doch, er ist sich sicher, dass sein geheimes Spiegelich davon wissen muss, von ihrer ständigen Gegenwart, jetzt zum Beispiel, wo er innen deutlich zu spüren ist. Die anderen Jungs gleichzeitig so fern, die Clique, der er sich ohnehin nicht zugehörig fühlt; er mag sie eigentlich, trifft sich gerne auch ab und zu mit ihnen, aber gegenwärtig, wirklich vorhanden sind sie nicht, wirklich: Das ist einzig der wiedergefundene Zwilling. Und der ist immer da; in seinen Träumen und Phantasien, manchmal auch tatsächlich. Gegenwärtig noch ihre Begegnung gestern im Schwimmbad, wie sich ihre nassen Körper berührt, befühlt haben; er spürt ihn immer noch auf seiner Haut. Sein zarter, sportlich durchtrainierter Körper, die sanfte gebrochene Stimme, der zerbrechliche Blick: Verschwinden in seinen Augen, im Blau ihrer Reflexionen.

Bei den Jungs, mit denen er im Wald unterwegs ist, hat eine solche Art der Liebe keinen Platz; bei ihnen geht es um Mädchen, und da gelten andere Gesetze. Auch wenn sie um sein Schwulsein wissen, ist es nie Thema; es ist ein Fremdsein: Er ist ihnen fremd, wie sie ihm fremd sind. Er mag es nicht, wenn, wie es jetzt der Fall ist, ständig von Mädchen und Sex die Rede ist, weil es sonst nichts zu sagen gibt. Da hält er sich auch heraus, und seine Distanzierung wird durchaus wahrgenommen. Es wird angemerkt, dass er ganz still ist und überhaupt nichts erzählt; es kommt die Idee auf, ihm einen `runter zu holen, ihn auf diese Weise zum Sprechen zu bringen. Als Scherz aufgefasst geht er auf dieses Ansinnen ein, merkt dann aber schnell, dass es durchaus ernst gemeint ist: Sie wollen zur Tat schreiten. Das kommt für ihn überhaupt nicht in Frage. Ihm kommen sofort Erinnerungen an entsprechende Spiele in den Sinn, die er vor Jahren erlebt hatte. Als er feststellte, dass seine Vorhaut offenbar enger ist als bei anderen Jungs, und dadurch die Art des „Runterholens“, mit der er da konfrontiert war,

nichts angenehmes oder lustvolles hatte, sondern mit Schmerzen verbunden war, an die er nicht denken mag, die er vergessen hat. Diese unsensiblen Hände an seinen empfindlichen Schwanz zu lassen, kommt auf keinen Fall in Frage. Jetzt versuchen sie, ihm die Hose herunter zu ziehen, er setzt sich zur Wehr. Die Jungs sind fest entschlossen und überwältigen ihn im Nu. Sie zerran ihn über den Boden und zwei Händepaare an jedem Arm richten ihn auf, drücken ihn an einen Baum, zwingen seine Hände auf den Rücken, um den Baum herum, hinter dem sie über Kreuz zusammengebunden werden. Sie binden ihm auch die Füße zusammen und noch ein Seil um die Brust, so dass er sich kaum bewegen kann. Die Fesseln sitzen sehr fest, um so fester, je vehementer er versucht, sich von ihnen zu befreien.

Oft ist er in seinen Phantasien seinem Wahlzwilling ausgeliefert, lässt sich festhalten, während er aus seinem Körper fällt in ein Fühlen, das sie beide unmittelbar und untrennbar verbindet, beide in einer Haut. Nackt in den Schnee geworfen zu werden, um von diesem indigofarben strahlenden Körper eingenommen zu werden. Er denkt an diesen Moment gestern im Schwimmbad, als sie unter der Dusche gestanden haben und der Strahlende ihn von hinten umfasste, seine Handgelenke festhielt und ihm ins Ohr geflüstert hat, ob er ihm jetzt in den Hals beißen sollte; gerne hätte er „Ja“ gesagt, „Tue es!“, er hat geschwiegen, der Geliebte nicht zugebissen. Er hat es vorgezogen, stumm zu sprechen, von Stirn zu Stirn, nicht wissend, wen diese Botschaften erreichen, ob überhaupt jemanden. Er hat es immer vorgezogen, stumm zu sprechen, seine Augen, seine Haut, seine Stirn sprechen zu lassen; seine Liebe ist dadurch eine unwirkliche Liebe, befindet sich in einer Wirklichkeit, die er mit niemandem teilte, vielleicht auch nicht mit dem Indigofarbenen; wahrscheinlich ist so eine Wirklichkeit unteilbar. Liebe und Einsamkeit bedeuten so das Gleiche: Wo nicht gesprochen wird, wo Augen verloren tasten, da sind sie für sich, beide, ganz für sich, in seiner hermetischen Phantasie. Der Preis für die Einzigartigkeit seiner Liebe ist hoch: Keine wirklich berührende Hand, in all den Jahren keine Berührung, kein Streicheln, keine Antwort auf ungestellte Fragen: Schweigen hat kein Gefühl. Und genau darin gleichen sie sich, sind sie tatsächlich Zwillinge, verwandt durch die einsame Einzigartigkeit ihres Sehns; auch er, der Gefundene, ein Berührungsloser, zweifellos. Das, was sie verbindet, was sie genau genommen zu einem Wesen verbindet, stellt zwischen ihnen eine unüberwindbare Barriere dar. Die Unfähigkeit zu sprechen, das ist ihre gemeinsame Sprache, die Unmöglichkeit zu fühlen ihr gem/einsames Seelenich. Die Haut wird taub, wenn ihr nichts zu fühlen gegeben wird, seine Hände werden taub – er versucht, sie zu bewegen, um zu spüren, ob sie

noch am Leben sind, erst taub, dann tot, denkt er sich. Taub die Haut, in die er gesteckt wurde, er, der – wie der Tod – nicht spricht, stumm schreit: In dir, den ich nicht aufhören werde zu lieben, sehe ich mich, den Tod? Der schweigend seine Tore öffnet, unser schwarz einlässt, wie Fenster das Licht einlassen, unser Indigo, und uns unweigerlich, ungefragt, haltlos in sich fallen lässt. Fallen wir wirklich, sag es, werden wir fallen? Der Ort durchdrungen von einem Leben, das sich, kaum erst begonnen, bereits zu Ende gedacht hat. Es ist stumm. Deshalb haben sie ihn an den Baum gebunden, wollen sie ihn zum Reden bringen, seine Sehnsüchte, seine Lüste, das Geheimnis seiner Liebe in ihrer Berührungs- und Bewegungslosigkeit offenbaren.

Jetzt öffnen sie ihm die Hose und ziehen sie herunter, auch die Unterhose; sein Schwanz steht aufrecht – das Zusammenspiel von Panik und Lust, die sich gegenseitig zu verstärken scheinen, irritiert ihn; er spürt seinen Körper nicht mehr. Einer der Jungs versucht sie zurückzuhalten: „Ihr seht doch, er hat Angst“, doch das interessiert nicht, zu hoch sind die Erwartungen gesteckt. Ein anderer kniet jetzt vor ihm, greift nach seinen Eiern, knetet sie; sein Körper zuckt, soweit es die Fesseln zulassen, die Anspannung lässt ihn fast ohnmächtig werden. Er spürt, wie sein Schwanz umgriffen wird und dann, mit einem Ruck, die Vorhaut zurückgezogen; es ist ein einziger Schmerz, ein stechender Schmerz, als würden sich Nadeln in die empfindliche Schwanzspitze bohren. Die Vorhaut wird wieder vorgeschoben, sein Schwanz steif und schmerzend, die ganze Leistenmuskulatur ein einziger Krampf. Er hat die Augen geschlossen, in seinem Innern die geheimen Phantasien mit ihm, dem Geliebten, dem zweiten ich: Die Verdopplung der Verdopplung; sich seinen Händen auszuliefern, hinzugeben, Händen, die zärtlich seinen Körper formen. Ein Zucken fährt durch seinen Körper, sein Schwanz spürt erneut eine Berührung, wieder wird die Vorhaut zurückgezogen; der Schmerz setzt sich jetzt unmittelbar in ein Zucken des Körpers um, es ist wie Stromschläge, die durch die hochempfindliche Schwanzspitze in ihn dringen. Die ihn auslöschten, auflösen in diesen zuckenden, krampfenden, von Fesseln gehaltenen Körper; kein Atmen, kein Schreien, rhythmisches Zucken statt dessen. Einziges Zerreißen, seine Haut zerreißt, nadelfeines Schreien durchzieht die Nerven; eine Explosion, Eruptionen aus einem zu zuckendem Körper gewordenen Zugleich von Schmerz und Lust. Der Junge lässt von ihm ab, schiebt instinktiv die Vorhaut wieder nach vorne – er wollte ihm nicht weh tun; die anderen fangen an, ihm die Hände los zu binden, die sich dann sofort schützend um den Schwanz klammern. Nachdem die Fesseln gelöst sind, zieht er sich die Hose wieder an, wünscht sich, in die Arme des Geliebten fallen zu können: Er fällt nicht, niemand würde ihn auf-

fangen, wenn er fallen würde; seine Hände wie festgewachsen zwischen seinen Beinen. Was geschehen ist, wird in ein fast peinliches Schweigen gehüllt, man sieht sich nicht in die Augen, vermeidet die Blicke der anderen. Die Jungs beschließen, nach Hause zu gehen, auch er geht, spürt die Abwesenheit des Zwilings, den er nicht aufhören wird zu lieben, wie er sie noch nie gespürt hat: Jetzt, in diesem Moment, wo er doch seine Arme gebraucht hätte, um von ihnen gehalten zu werden, sind sie nicht da. Kaum fähig sich zu bewegen in den Bemühungen zu vergessen. Die Augen träumen blind, die ihm das Kind auf dem Steinhaufen zeigen, das sich selbst fremd wird und dabei kennen lernt, was es später Tod nennen würde. Jetzt zeigt es sich, das Kind, sein Name, die Farbe.

Es beginnt mit dem M, das X-Spiel der Namen, M wie Marian, Mirko, Manuel, Mathias, hier zeigt es sich, das Spiegelspiel, das Spiegelich, das als Tod seine Tore öffnet, den Blick frei gibt auf das Verschwinden, auf sein Verschwinden. Noch einige werden es sein, die Namen der Häute, die Schicht für Schicht abgeschält werden, freigelegt die Reflexe der Spiegeltode, die es vergeblich zu sterben gilt: x-Tage; alle strahlend in diesem geheimnisvollen nichts aus blauer Farbe.

31. Januar 1982: j-Tag

Die Grundlagen sind geschaffen der Algebra von Lust und Schmerz, der Schlaf flieht in die Mathematik des Bedürftigen, Wehrlosen, Sich-Entziehenden; Arithmetik des unendlich Kleinen, des Verschwindens. Der Morgen ist verkatert, inzwischen hat er die Vergessenspotenz der Droge kennen gelernt, des Alkohols, der Körper neigt zur Starre, bisweilen zum Krampf. Ein neuer Tag, neues Licht, neuer Name: Jochen, Jan, Jesko, Jason, ein J-Tag heute, Julian, Jens, Jörg. Er will nicht, nicht aufstehen, hat geträumt wieder, will nicht träumen, sehnt sich nach Schlaf, nach dem Vergessen, das sich wie eine Decke über ihn breiten soll, ihn vor der Kälte zu schützen. Er will nicht aufstehen, zu schwer der Körper, schmerzhaft grell das Licht, die Stimmen, will auch nicht liegen bleiben, da sie jeden unaufmerksamen Augenblick nutzen werden, die Bilder, ihn wieder zu sich zu holen, in die Träume, denen er vergeblich versucht zu entfliehen. Das ist seine Lähmung. Dennoch wird er aufstehen, wie jeden morgen, aufstehen, in die Schule gehen – das ist glücklicher Weise jetzt schnell vorbei, die Schule, das Aufstehen: Dann wird das Ende der starren Zeit anbrechen, Ende, nach dem er sich sehnt.

Er hat von dem Jungen geträumt, den er liebt – oder nicht? Früher war das noch klar, zu M-Zeiten, klar: Das heißt Liebe, was sonst, und es ging auch um die Liebe, um das einzige Bezogensein; jetzt ist aus der einzigen eine erste geworden, es gibt eine zweite, andere, mit leuchtend blauen Augen: Er liebt diese Augen, die Sehnsüchte, die Phantasien verdichtet auf ein Augenpaar, einem Paar leuchtenden Blaus, unglaubliches Blau. Nicht Indigo, Indigo ist das Verschwinden des Blau, der Farbentzug, nein: Sein Blau das Leuchten der Tiefe des Sternenhimmels, Leuchten der Phantasien und Illusionen, die die Nächte durchjagen. Er träumt von diesem Augenblau, in dem er sich verdichtet, vom Blick in dieses Blau, weich in die sanfte, vertraute Stimme gebettet, die streichelnden – und seltenen – Ansprachen. Im Blau deiner Augen versinken, verschwinden in ihrer leuchtenden Tiefe, in ihrer bodenlosen Tiefe. Er bloß vor diesen Augen, sein Begehren offenbart, das „Liebe dich“ ein für alle Mal ausgesprochen, nicht wird es mehr zurückgenommen werden können. Der Träger des Blaus saß ihm gegenüber, im Traum, zeigte sich sehr distanzlos, bereit über das zu verfügen, was ihm hingegeben war, war sehr erregt, sprach mit lauter, unverständlicher Stimme. Zog ein Klappmesser aus der Hosentasche, um seine Erregung zu unterstreichen und die begleitenden Gesten zu verstärken, bohrte das Messer in den Tisch, wo es stecken blieb. In seinen Tisch, in seinen Körper, der Traum bricht hier ab. Die

Erinnerung an das Messer ist deutlich geblieben, ist in den Tag eingezogen, ist ihm klar, mit aller Deutlichkeit vor Augen. Ihm wird schlecht, Zeit, die Halbtraumwelt, das Blau, das Messer zu verlassen; er rennt aufs Klo, das Gedärm krampft, die Schmerzen treiben ihm Schweiß ins Gesicht; erschöpft lässt er sich wieder aufs Bett fallen: Ein Morgen wie jeder Morgen. Der Traum bleibt an ihm haften: Auf dem Weg zur Schule, im Unterricht, bei dem Gedanken, dass in Kürze alles das vorüber sein wird: Die Schule, die Clique, das Elternhaus auch, alles das, was seine Bedürfnisse, seine Sehnsüchte verneint; er würde frei sein, die Freiheit würde die Krämpfe aus seinem Körper vertreiben, ihn zu sich kommen lassen, sich: Diesem namenlosen etwas, das sich jedem Ruf, jeder Ansprache entzieht, Verkörperung des Flüchtigen, der Flucht. Was, wenn nichts bleibt? Das Träumen. Die Träume wie Zwangsjacken, wie Eis, das man ihm injiziert, um ihn erstarren zu lassen, konservieren vielleicht, damit er auch im Alter noch dem Tod mit Kinderaugen begegnen könnte. Warum das Messer, diese vehemente Geste? Bodenlos das Blau der Entfernung, die Beschleunigung des Sich-Entfernens. Rückzug wohin niemand mehr kommt: Die schmerzgekrümmte Haltung, die den Körper transparent macht, durchlässig, zu einem Fall von Körper zu Körper: In einen Körper fallen, durch das Leuchten der Augen eindringend, keine Widerstände, keine Kräfte: Der Traum bleibt, wenn alles flieht.

Auch der Erträumte bleibt, ist auch heute da, in der Schule, wie er gestern da war, stets erneuert das Blau, dessen magischer Kraft er nicht entrinnen kann, in dem er sich als Bedürftigen reflektiert, das seine Blicke fesselt, die Träume erbarungslos ans Licht zerrt, in die Tage, die gleichgültig eine Nacht an die nächste ketten, den Fluss der Bilder ununterbrochen strömen lassen. Unendliche Ausdehnung des Atemlosen, in Bildern ertrinkend. Der Körper zum Anfassen nahe, die Stimme wie ein Cocon, der die nächtlichen Botschaften bewahrt, einhüllt; die Immigration der Berührungen treiben ihn über das Feld, durch die Leeren, die Öden, die Wüste: Ertrinken und verdursten zugleich: Die Grundgleichung der Algebra der Bedürftigkeit, das X, das große, das einzige, mit dem er rechnen kann. Der Nachmittag ist schnell erreicht, immer noch in diesen Traum gebettet, von einer Liebe, die vielleicht gar keine ist, dem Messer, einer metallenen Spitze, die sich in das Holz bohrt, in sein Verlangen, ins Fleisch, die in den Wunden rührt und Kraftlinien schneidet in einen schmerzgekrümmten Raum.

Die Verkörperung des Traumes würde mit ihm kommen heute Nachmittag, sie würden sich betrinken – ein wenig – mit Schnaps, würden sich nicht berühren: Er würde nicht seinen Kopf in den Schoss des Begehrten legen, statt dessen dumpf

eingehüllt in das Blau seiner Stimme. Im Traum war es ein Eindringen: Das Gehäuse seiner Stirnlappen porös stellt keinen Widerstand dar – kaum einen, nicht für die geliebten Wesen, nicht für die anderen: So war sein Kommen ein Eindringen; er hätte das Messer gar nicht gebraucht, seinen Schädel aufzubrechen, überhaupt brauchte er es nicht, doch er hatte es, zog es aus der Tasche, hielt es ihm drohend entgegen und ritzte seinen Namen in die Hirnwindungen; hinter die Stirn: Gestirnszeichen. Auch jetzt ist er durch offene Türen eingetreten, die Stirnlappen sind empfangsbereit. Seine zarte Stimme hat die beiden in den Abend getragen, der Tag traumschwer lastet auf die im Rausch weich und schwach gewordenen Körper. Er, das Stimmenblau, holt sein Klappmesser aus der Tasche, zeigt damit dahin und dorthin, während die Erzählungen den Traumtag überfluten. Die Messerspitze stößt zu und droht, sich in den Tisch zu bohren; die vornächtlichen Bilder bemächtigen sich seines Denkens, und in einer reflexartigen, blitzschnellen Bewegung sieht er, wie seine Hand sich schützend auf den Tisch legt und durchbohrt wird. Vergeblicher Versuch, das Träumen zu stoppen, Traum Traum, und Wirklichkeit Wirklichkeit sein zu lassen: Tag und Nacht bleiben untrennbar ineinander verwoben. Die Hand auf den Tisch genagelt: Das Fließen der Bilder kommt so zum Stillstand, der Stimmenfaden reißt ab. Nacht und Tag, das Schweigen der Träume und die Erregung der Körper lassen ihr Durchdringen offenbar werden in diesem Moment. Nach einem kurzen Erschrecken über ihr gemeinsames Getriebensein zieht er, der Körper der geliebten Stimme – nun stumm geworden, das Messer aus der Hand, wischt das Blut ab, bietet ein Taschentuch an. Das Bluten der Wunde lässt schnell nach, das Loch in der Hand bald verheilt und vergessen, ins Unwirkliche verbannt, wie der ankündigende Traum.

Der Träger des geliebten Augenblaus geht und kehrt wieder, an diesem Abend noch, ohne Körper, direkt durch die Stirn: Ritzt Namen um Namen in die sensiblen Stirnlappen; sie schreien vergeblich. An diesem Abend werden die Poren geschlossen, die Hirnschale hart und undurchdringbar: Es wird der letzte Traum sein in der Kette der Träume.

25. Dezember 1985: f-Tag

Er wacht auf, es ist mitten in der Nacht, das Zimmer verwüstet: Nebenwirkung seines Alkoholkonsums, nachts schlafwandelnd das Zimmer verwüsten, Regale umwerfen, Gläser, Flaschen zerschmeißen etc. Er hat seine Hirnschale eingebüßt, das Nervenknäuel frei liegend greift er hinein, holt das Messer heraus, um sich damit die Brusthaut auf zu ritzen: Jetzt zustechen. Nach ein, zwei Bierern legt er sich wieder hin. Morgens das Aufwachen in einem anderen Bett: Das Zeichen der Nächte ein F, er ist verwirrt, vorbei die J-Zeiten, die M-Zeiten, die Jahre, die fließen von Rausch zu Rausch, Entzug zu Entzug? F, eindeutig: Felix, Flo, Finn, Fabian; Frank, Frederik, François. Das Lieben im Ozean des Bedeutungslosen verloren gegangen besteht fort. Hier liegt er neben ihm in seinem Bett: Neben einem anderen in einem anderen Bett. Einem anderen, der ihm gesagt hat, dass ihm sein Schwanz zu klein sei, obendrein mit dieser engen Vorhaut und diesen elektrisierenden Erinnerungen, die sich nicht vertreiben lassen: Nein, das Nichtich weigert sich zu spiegeln. Gemeinsam stehen sie auf, frühstücken, gehen gemeinsam ihre getrennten Wege, die sie beide durch den Regen führen. Er setzt ihn alleine fort, den Weg, durch den Regenbogen, den Rausch, das Vergessen; er lässt seine Augen leuchten, und manchmal, wie heute, heftet sich ein begieriger Blick an dieses Leuchten, wie heute Abend, nachdem er sich durch den Tag hat treiben lassen. Mit dem Lieben ist auch er ins Bedeutungslose versunken, der Alkohol hat die Spuren der in seinen Körper geritzten Namen weg geätzt: Unbeschrieben ist er geworden, was er nie war. Er ist wieder betrunken heute Abend, die M-Zeiten, die J-Zeiten, die noch nüchtern waren – nüchtern immerhin, wenn auch kaum erträglich – längst vorbei, vergessen fast, hart umschlossen: Der Schädel ist Realität, der Tod, der aus ihm heraus grinst; sein Verschwinden, die Weichheit, der Atem, der über blanke Nerven streicht, Illusion. Im Entfernen, im Wegsein die Nähe.

Er sitzt in einer Kneipe inzwischen. Die Blicke seines unbekanntes Gegenübers machen klar: Es will über seinen Körper verfügen heute Nacht, täuschen ein Sehnen vor, das seine gesamte Bedürftigkeit, das ziellose Elend verborgenen Verlangens Lügen strafft, vernichtet: Nichts gibt es mehr zu sagen, das Fremde siegt. Ein Zwinkern mit den Augen: Gemeinsam gehen sie in die Nacht, der Fremde und er, irgendwohin; der Fremde trägt Leder. Im Schutz der Dunkelheit drückt er ihn gegen ein Geländer, auf der Straße, irgendwo auf der Straße wird er gegen ein Brückengeländer gedrückt, wird ihm die Hose heruntergerissen – sie zerreißt dabei, wird er gezwungen zu sprechen: Wehrlos, wie er sich fühlt, stark, wie das

Fremde sich zeigt. Es lässt ab, er will gehen, fliehen, nicht noch mehr Wunden, Narben, noch mehr Verunstaltungen – doch dazu ist er zu schwach und unbeweglich, zur Flucht. Er geht mit dem Fremden nach Hause, in ein fremdes Zuhause, wo ihm doch jedes Zuhause eine Fremde ist. Er trägt Armbänder inzwischen, enge Lederbänder oder Ketten um den Hals, zerfetzte Klamotten wie Trophäen seiner Niederlagen; wie die Hose, die ihm heute Nacht zerrissen wird, eine ganze Zeit noch seinen hautlosen Zustand sichtbar machen wird. Dieses eine „Nein“ auf der Straße sollte das einzige Wort sein, das gesprochen wird in dieser Nacht. Am Ende dieses f-Tages, ein Abend wie jeder Abend: Ein Abend der Abwesenheit. Die Angst ist der Distanz gewichen, einem Ekel, der sich im Ineinander von Faszination und krampfhafter Abwehr zeigt. Faszination der Zerstörung, die Lust an der Zerstückelung, zu der alles Sehnsüchtige, alles Verlangen und alles Bedürftige auskristallisiert, all das Isolierende, das die Sprache erstickt, hermetisch abgeriegelt und erlöscht das Feuer. Sie haben das fremde Zuhause erreicht, an Flucht ist nun nicht mehr zu denken. Er spürt, wie sein Körper auf den Boden geworfen wird, übermächtig sieht er den Fremden über sich stehen, in Leder. Präsent noch die spröde Zurückweisung der vergangenen Nacht, der Hinweis auf seinen kleinen Schwanz mit der engen Vorhaut und diesem traumatischen Ballast. Vom Begehrten zurückgewiesen sind die Widerstandskräfte geschwunden. Es gefällt ihm, das Leder, der Körper, der sich vor ihm aufbaut, ihn bezwingt, es regt seine Phantasien an; doch die interessieren nicht, genauso wenig wie sein kleiner Schwanz, seine Verwundbarkeit und die Verzweiflungen, die ihn immer wieder rücklings überfallen. Was interessiert ist sein jungenhafter, willenloser Körper, der sich auf den Boden werfen, in diese oder jene Position zerren lässt, als hätte er nichts Eigenes mehr.

Heute ist f-Tag, Tag der Abwesenheit, der Isolation, der Zerstörung des Aufbegehrenden, das zum Aufbäumen wird. Der Fremde bedeutet ihm, sich auszuziehen, ihm kniend den Po zu Verfügung zu stellen, schiebt ihn in die gewünschte Position, schlägt ihn auch dabei. Kein Widerstand, den es zu brechen gäbe, die Abwehrkräfte sind versiegt, zu ziellos das Sehnen, das dem eigenen Ende zustrebt. Es gefällt ihm diese Haltung, diese passive, gleichgültige, wehrlose Haltung, bereit, alles über sich ergehen zu lassen. Es regt seine Phantasien an, lässt die Geliebten vor ihm erscheinen, ja: Tatsächlich, und voran der Zurückweisende, der Desinteressierte, Abwesende. Die Haltung nackt, entblößt, kniend, empfangend: Die Schläge und was auch immer noch kommen wird. Der Fremde zieht sich nicht aus, öffnet den Reißverschluss der Lederhose und packt seinen Schwanz aus, schlägt mit der Hand auf seine Pobacken, sie gefügig zu machen,

mehrmals. Er stößt seinen Schwanz mit Wucht in das Loch. Der plötzliche Schmerz wie ein Schock, der alles lähmt, den ganzen Körper, der sich in einem Krampfen entlädt, betäubender Schmerz in seinen Eingeweiden: Unentrinnbares Innen. Zerstörerische Betäubung, die alles Verlangen, die Phantasien, die Lust vernichtet, das Fühlen auslöscht, das ohnehin nur noch schwache Erfühlen des Bedeutungslosen. Schmerz, der sich in völliger Bewegungslosigkeit äußert, in einem Fliehen, das den Körper in seiner Starre hinterlässt. Immer wieder dieses Zustoßen, es hört nicht auf, die rhythmischen Berührungen mit Leder. Er flüchtet in eine imaginäre Hand, die sich ausstreckt, nach Halt verlangt – auf Knien bit-tend: „Lass mich nicht stürzen“, die nicht in der Lage ist, die Tritte abzuwehren: Ins Gesicht, in den Bauch, flüchtet in einen Körper, der sich vergeblich krümmt, seine Verletzbarkeiten zu verbergen, in einen Körper, der in seinem Verlangen nach Berührung auch jetzt noch die Hand ausstreckt, als ausgestreckte Hand er-starrt.

Er wacht auf, es ist mitten in der Nacht, der Fremde liegt neben ihm im Bett und schläft. Er muss ohnmächtig geworden sein, während ihm ein Schwanz ins Innere gestoßen wurde. Es riecht nach Urin, die Matratze ist nass von seinem eigenen Urin? Sein Unterleib ein einziges Krampfen, er schleppt sich aufs Klo: Leuchtend rot fließt es aus seinem Inneren durch das Loch zwischen seinen Pobacken auf das weiße Porzellan der Kloschüssel; er streichelt seinen Bauch, den Po auch: Weiche, zarte Haut. Es fließt viel Blut ins Klo, ihm wird schwarz vor Augen, kurz sackt er zusammen, fällt, richtet sich wieder auf. Er zieht sich an und geht in die Nacht, in eine andere Fremde. Das Blut strömt weiter, auch die folgenden Tage, zwingt ihn zum Arzt, der auch nicht helfen will, ihn auch nicht anfassen will: Der Ekel ist ihm schon äußerlich geworden. Es wird nicht aufhören zu bluten, die Wunde immer wieder aufgerissen, zum Mahnmal, und wird es hinüber retten, das Lieben, das Abwesende, über das Ende hinaus, des X der Jahre; f-Tag.

Morgens (einige Jahre später)

Auf weißem Porzellan die roten Blutsprengel, der Schwindel: Ahnung eines Schwarz vor/hinter Augen, bevor dann die Klobürste zu – scheinbar routiniertem – Einsatz kommt; das rot haftet fest am weiß der Kloschüssel. Die Bewegungen der Bürste flink, wie von selbst. Der Kaffee-Geschmack mischt sich mit Fäulnis, er sagt sich: Das ist ein vertrauter Ort, der Geruch einer bekannten Straße, die Kinder riechen durch das Fenster, im zweiten Stock, ja, das ist vertraut. Er über-legt sich, ob er nachts die Holzwürmer in seinem Bett hören kann, oder ob das

Haus spricht in der Dunkelheit, das Haus als solches, Dinge, wie Bett und Kühschrank weg gedacht. Wie viel Blut er wohl schon verloren hat: Dreimal schon diese hellroten Ergüsse ins Klo, die dann kräftig abgebürstet werden müssen, damit sie in der Kanalisation verschwinden. Überhaupt, wie viel Flüssigkeit er verliert Tag für Tag, nicht nur Blut, auch Rotz, Schweiß, Urin, manchmal Eiter. Er erspürt die Form seines Körper mit der Innenseite seiner Haut, hilft an ein paar „blinden“ Stellen nach, indem er sie mit der Hand streicht; die Fingerspitzen vollenden so das Werk: Er füllt seinen Körper, gibt ihm eine Form, die er dann ganz allmählich wieder verblassen lässt, nachdem er sich ihrer Existenz vergewissert hat: Auch hier ein vertrauter Ort. Augen und Ohren bewegen sich inmitten von Bruchstücken, Fetzen, einer klirrenden Scherbenwelt, von Reflexionen und Echos betäubt und geblendet: Kein Halten über den Augenblick hinaus, ein fast panisches Erhaschen von Leere, jener Leere, der Leere der Illusionen. Immer auf dem Sprung, Tiger. Kein Ort, ohne den nächsten schon im Auge zu haben, leicht ohne Tritt unter den Füßen, schwer im Fallen: Fallen und schweben. So jagt er auch dir hinterher, durch seine Träume, durch deine, von Illusion zu Illusion, Rasender in der Totenstille. Der Tod in deinem Gesicht: Du bist der Tod, eingehüllt in eine Puppenhaut, unter der unsichtbar die große Verwandlung sich vollzieht. Die Haut zieht sich enger, drückt ihn in ein scharf begrenztes Gebiet, erdrückt ihn. Von innen drücken die Knochen, von außen die Haut: Genau dazwischen spielt er sich ab: Zwischen Knochen und Haut. Vor Jahren, als seine Finger entzündet waren und die dritte Eiterbeulengeneration das Gelenk des rechten Ringfingers freilegte, das dadurch sichtbar wurde, dachte er: „Da bin ich nicht mehr; der Eiter hat mich infiziertes hinweg gespült, an dieser Stelle, von der ich nun verschwunden bin.“ Vielleicht warst du ja da, hast du deinen Platz eingenommen an einem Ort, der üblicher Weise umhüllt ist, zweiseitig bedeckt von Gelenkknochen und Haut.

a-Tage

Das A der Abwesenheit, A wie Abschied, Anfang, der Alkohol, der ihn vom Träumen befreite, wie ankommen, anschmiegen, Abstand. Die Namen, sie ziehen, bleiben nicht haften, markieren Wege, führen sie fort, führen ihn fort: Andreas, Axel, Aaron; die Ruhe des Verschwindens der Namen, des Zuges der Tage: M, J, F, der Jahre, Verschwinden des x im Strömen von Wegmarken und Zeichen, zu denen sie geronnen sind, die Bilder – Alex, Anders, Armin, Adrian, die Ruhe des X der Jahre, der Variablen im Strom von Haut zu Haut, Körper zu Körper, bilderlos. A der Amnesie, Anästhesie, die Antwort ohne Fragen, das des Anderen, des immer anderen, die autistische Rede, autistisches A.

19. März 1997: Todestag

Er zählt sie, die Jahre, die Tage, zählt ausgehend von imaginären aber festgelegten Markierungen in ihrem gleichgültigen Fluss, ausgehend von zu setzenden Marken. Nicht willkürlich zu setzen: Der Tag 0 ist ein für alle Mal bezeichnet, erschienen in einer Vision, dennoch ein kommender Tag, ein Pol der Erwartungen. Probeweise setzt er den einen oder den anderen Tag an Stelle des – kleinen – x, um das X der Jahre, das große, neu, immer wieder neu zu bestimmen und wieder zu verwerfen. Die Zeit der Setzungen, das sind die A-Tage, Tage der Vervielfachungen, Auffächerungen, die transparenten Tage, die die anderen zeigen in ihrer Tiefe, in der Höhe, die der Lebensstränge, atemgeformt, die sich berühren, einander umschlingen, sich verknoten bisweilen; und wieder trennen: Die Tage 0 sind die der Berührungen, die einzigen Berührungstage, Tage der Haut, ihrer Larva-Imago-Transformationen, Tage des Schlüpfens und Ausschwärmens, Tage der Siedlung.

Sie betreten den Raum, die Anwesenheit seiner Abwesenheit zu spüren: Der Körper des Toten blickt in eine fremde Ferne, empfangende Ferne, leer, und in dieser Leere der Ort, an dem es vorzufinden ist, es, das immer erscheint in der Gegenwart des Todes. Das es dieses Körpers wird noch eingehend beobachtet werden in der nächsten Zeit, der Wechsel der Farben, grau, wachsweiß, die Verfestigung der Haut zu einem Cocon, der die Wandlungen umschließt, nicht nach außen trägt, das Einfallen der Augen: Man wird ihn beobachten, der vor Kurzem sich noch in Schmerzen wand, der innerlich verbrannte, Stück für Stück abstarb, bevor die Droge den letzten Schlaf über ihn legte. Sie setzen sich ihm aus, dem

Anwesenden, das den Platz des Lebenden, Sich-Windenden, eingenommen hat, den Platz des Toten; sie, die Zurückbleibenden, die Hinterlassenschaft.

Er hat inzwischen eine symbiotische Lebensform gefunden; nach den Tagen, den M-, J- und F-Jahren, die nun lange zurückliegen, geschrumpft zu Momenten, ferneren Erinnerungen; die A-Jahre sind symbiotische Jahre, Symbiose mit dem A des Anderen: Adrian, Axel, Anders, Armin, Alex, Aaron, Andreas. Der Symbiot ist krebsbefallen, Krebs auch das Zeichen des Anderen, des Anlehns, des Abschlusses, und er weiß: Als Symbiot lebt er ein geliehenes Leben, eines, dem ein Eintritt in das Wirkliche versagt bleiben würde – das ist der Preis, er weiß: Würde er sterben, sein Träger, so bliebe auch ihm, dem Getragenen, nichts weiter zu leben, wäre der Ort seines Lebens verschwunden und etwas anderes würde diese Leerstelle dann einnehmen, den Ort füllen, anderes es. Jetzt ist er hier, in der Gegenwart des Unbenannten.

Am Morgen noch der Gang in das eine Krankenhaus, der Träger ist nach einer Operation entlassen worden. Das Geschwür ist entfernt, die Türen der Krebswege stehen weit offen, des Krankseins am Gesundwerden. Er bringt ihn nach Hause, versucht, ihm Kraft zu vermitteln im Kraftlosen, in den Stärken des Feldes des Unvorherbestimmbaren, im Kräftefeld des Verlustes: Schwerelos will er Kraft sein. Er ist es nicht. Er lässt ihn zurück, den Träger, der droht vom Krebs zerfressen zu werden, verstümmelt, um gleich weiter zu ziehen in das andere Krankenhaus, in dem der andere Befallene liegt, der Sterbende. Der hat Schmerzen – trotz Morphium, windet sich im Bett, wird beatmet. Sein Beziehungspartner und der Arzt rennen aufgeregt durch das Zimmer, heraus, wieder hinein; der Arzt versucht, den Sterbenden von weiteren Therapien zu überzeugen, redet davon, wie ernst seine Lage wäre, doch dieser ist kaum ansprechbar, spricht von der letzten Nacht, spricht hingeworfene Fetzen, während er sich gegen seinen rebellierenden Körper aufbäumt: Er brennt, verbrennt, spricht von morgen. Er sagt dem Sterbenden, es würde kein morgen mehr geben, du stirbst jetzt; der Sterbende wird ruhig. Er hält seine Hand, in der kein Gefühl mehr ist, traut sich kaum, den brennenden Körper zu berühren; das Feuer ist innen, der Schmerz allumfassend, einher gehend mit der Gefühllosigkeit der Glieder. Der Körper bereitet sich auf das Löschen des Feuers vor, ist mit nichts anderem als dieser Vorbereitung beschäftigt, das ersehnte Löschen, das Leben unfähig mehr sein Ende zu erwarten: Der Tod kommt vor dem Sterben. Die Schmerzen haben ihn zum Schweigen gebracht, es, die Abwesenheit, ist nun in der Stille spürbar, im Atmen. Der Arzt wird der Diskussionen nicht müde, wendet sich an ihn, den

einzigem Antwortgebenden, es ginge um Leben und Tod. Und dieser sagt: „Er stirbt, sehen Sie nicht: Er stirbt. Spüren Sie nicht die Anwesenheit des Todes, als Arzt?“ Daraufhin wird der Tropf gebracht: Jetzt gibt es Morphium frei. Der Sterbende wünscht, alleine zu sterben, letzte Berührung, letzte Blicke, letztes Atmen: Er spürt es nicht mehr. Nichts spürt mehr, eine ganze Zeit wird nichts mehr gespürt; nur es. So stehen sie vor der Leiche, der Träger, der nicht mehr Getragene, die ersten der letzten Tränen vor der Wende im X der Jahre, dem Ende der X-Jahre überhaupt: Die Zeit ihrer Bewegungen ist vorbei; vielleicht – so denkt er: Wie immer dieses unterstrichene „vielleicht“ – wird es andere Bewegungen geben, andere Leeren das X füllen, das sie nun nicht mehr bezeichnen, die Jahre, Tage und ihre Namen.

Weitere Abschiede würden folgen: Kalte wie heiße. Abschiede überall – wäre auch der Symbiot gegangen, hätte sie ein Ende gefunden, die Kette der Abschiede, die der A-Tage überhaupt; er hätte es empfangen, umarmt, das Ende, hätte nicht getrauert, die letzte Marke gesetzt statt dessen. Doch sie würde nicht reißen, die Kette, die ihn fesselt an das X der Jahre: Endlose Wiederholung der Abschiede und Tode. Er würde zurückfinden im Versinken, würde abschließen, Sehnen wie Sinnen hermetisch verriegeln: Vom Eis umschlossen, bewegungslos, starr in seinen Krämpfen. Abschied der Namen, die nichts mehr benennen, Abschied der zu Tagen, zu Momenten gewordenen Jahre: M, J, F, die Zwillingjahre der As, H, S; Abschied der Lieben, die nichts mehr bedeuten, die Spiegel matt geworden, stumpf wie die Messer, die nichts Bleibendes in sein Fleisch mehr ritzen wollen: m, j, f, a, nochmal a, h, s. All die Hände, die er zu fassen bekam, die ihm entglitten wieder, die Versuche, dem Eis seiner Vergangenheiten zu entkommen, einem Kindsein, das nichts kennt als den eigenen Tod, von nichts anderem zu träumen wagt. Auch jetzt noch eine Hand, die kommen würde – die A-Jahre sind noch nicht vorbei, die halten würde, der Träger, der ihn wieder aufnimmt. Das Sterben setzt sich fort. Auch damals, die F-Jahre überwunden, die schon dabei waren, auf Tage zu schrumpfen und zum Verschwinden neigten, wie die vorangegangenen Jahre sich zu Momenten zusammen zogen, die von einer harten Schale umschlossen zu Keimen werden konnten, auch da zeigte sich der sehnsüchtige Tod in einer Hand, die mutig in das Dunkel fasst, um sich zu reichen. Und da ist er ganz Kind geblieben: Der Reflex zu greifen.

Da sind sie nun eingetaucht in die Zeitlosigkeit der Stille, in der es sich zeigt, das die Stelle des Toten, des an sich noch Lebenden, eingenommen hat, eingetaucht in seine wahrnehmungslose Gegenwart. Wie ausgesetzt in diesen festgefrorenen

Moment. Der Gedanke an den Nachmittag vor Kurzem, an dem er, der Überlebende, bei ihm, dem Sterbenden in der Badewanne saß, dieser daneben. Er hatte einen Joint gedreht, Sekt gebracht und trug diesen japanischen Bademantel, dessen Bambusstabmuster wie ein Knochenkettenvorhang aussah. Er fragte ihn, ob er jetzt, wo er mit allem im Klaren sei und mit allem abgeschlossen hat, noch Trauer empfindet. Der Sterbende sagte, sehr oft und er weine sehr viel. Der Überlebende erzählte, als diese lange Depression anfang, saß er in der Badewanne und betrachtete den Wasserhahn und dachte, nie wieder werde er den Wasserhahn sehen, wie er ihn bis dahin gesehen hatte, für immer ist er hinter dem Schleier der Depression verschwunden. Ihn überfiel augenblicklich eine tiefe Trauer und er fing an, heftig zu weinen. Der Sterbende sagte, solche Momente sind die seltenen, in denen man sich der Vergänglichkeit der Dinge gewahr wird; seltene Augenblicke, die Vergänglichkeit in ihrer unerbittlichen Endgültigkeit ins Bewusstsein rücken, in denen man sich nicht selbst belügt.

30. November 1988: Geburtstag

Es ist mitten in der Nacht, er ist völlig benommen, hört entfernt eine Stimme, irgendetwas hat ihn geweckt, nach kurzem Schlaf: Er hat gefeiert gestern Abend, seinen Geburtstag. Nicht den, der im Ausweis genannt ist, das ist nicht sein richtiger Geburtstag – genauso wenig wie der Name, der darin steht, sein richtiger Name ist, aber er ist sich da ganz sicher: Geboren wurde er, als er anfang, die Tage zu zählen, als die Algebra der X-Jahre begann; das ist gestern Abend genau zehn Jahre her gewesen, der Beginn des $X=M$ der Jahre. Das hat es gestern Abend zu feiern gegeben und er hat alleine gefeiert, zumal außer ihm auch niemand davon weiß, weder von seinem wahren Geburtstag, noch von seiner Diskrepanz zu dem allgemein anerkannten Datum, noch von der Mathematik der Jahre und Tage, die sich bis 0 herunter rechnen, sich ineinander verflechten, ihre Entwicklungen, Wiederholungen, Begegnungen und Wiederbegegnungen, die bei einer anderen 0 begonnen haben. Er hat reichlich getrunken gestern Abend und fühlt sich jetzt, aus dem Schlaf gerissen, immer noch betrunken, im Halbtraum, ist sich auch nicht so recht sicher, ob er überhaupt geweckt worden und wach ist. Halb wach allenfalls. Seine Stimme streichelt seine Wangen: „Hey, schläfst du? Hier nimm was, damit du fit wirst.“ Die Line ist schon vorbereitet, das Koka gibt ihm unverhoffte Klarheit.

Seine Liebe wendet sich an zwei Menschen, einen Träger, einen Getragenen, beides A-Namen; der Getragene, der ihn öfter nachts weckt, der Nacht für Nacht

sich Drogenräuschen hingibt, der Erlebnissüchtige, auch jetzt, heute Nacht, will er erleben – leben und sich erleben – soll er haben. „Zieh dich aus!“, er scheint ein wenig irritiert zu sein, zieht sich – etwas zögerlich – Pullover und T-Shirt aus. Schöner Rücken, Hals, Schultern; die Faszination der Körper kennt kein Entrinnen. Er drückt ihn von hinten auf die Schultern, die dann dem Druck nachgeben und ihn in die Knie gehen lassen. Er hat ein Hanfseil, ein sehr langes, rauhes Seil, das er über seinen Rücken und die Schultern streichen lässt. Hier und da als Marke mit einem lockeren Schlag aus dem Handgelenk ein roter Striemen darauf; der Körper zeigt sich in einem leichten Zucken. Ihn faszinieren Körper, die ihre eigenen Bewegungen zeigen, deren Ausdruck nicht durch Vorstellungen, Rollen und den ganzen Bewusstseinsbildern bestimmt werden, Körper, die sich zeigen wie sie sind: In ihren unmittelbaren, unwillkürlichen Bewegungen, ihrem Zucken. Er kniet hinter ihm, hält seine Schultern fest, befühlt seine Arme, umfasst die Handgelenke und während er sie mit festem Griff hält, beißt er ihm in den Hals: Der Körper will vorbereitet werden; er windet sich, kommt langsam zu den Bewegungen, die ihn zum Verschwinden bringen; das ist der Moment, in dem seine Malerei ansetzt: Ein Körper im Augenblick des Verschwindens, seine Auflösung im Schmerz, in Erregung, in Bewegungslosigkeit; ein Augenblick des Sichzeigens des Körpers in seiner Niederlage, seinen vergeblichen Kämpfen gegen die Übermacht des Fühlens über den Verstand. Ein solcher Körper ist ein innerer Körper, von Vorstellungen, Rollen, Bildern befreit, ein entblößter Körper, der sich bis in seine Tiefen erfühlen lässt. Körper, der sich so zeigt, wie er ist. Er knotet eine Schlinge in das Seil, greift sich das rechte Handgelenk des Körpers vor ihm und legt es hinter seinem Rücken in die Schlinge; dann das linke Handgelenk; er zieht die Schlinge fest zu und fesselt so dem Lebenshungrigen die Hände hinter den Rücken. Der Körper atmet schwer und beginnt leise zu vibrieren. Er befühlt den Vibrierenden, wohl wissend, dass er ihn bereits jetzt schon fühlend formt. Das Vibrieren wird spürbar stärker und beginnt, den ganzen Raum zu füllen; langsam verlässt der Körper seine Grenzen, vergisst seine transparenter werdende Haut. Er legt das Seil über seine Schultern und fixiert seine Hände so auf dem Rücken, dass er sie keinen Millimeter mehr bewegen kann und die gesamte Armmuskulatur dabei unter Spannung steht; das erfordert einiges Einfühlungsvermögen – Fesselungen können sehr schnell zu Folterungen werden – und er weiß, dass die Grenzen hier schwer bestimmbar sind. Der Körper würde wohl versuchen zu schweigen auch dann, wenn ihm die Schmerzen der Fesselung kaum mehr erträglich vorkämen, entschlossen, sich ganz zu Verfügung zu stellen. Das raumfüllende, distanzlose Vibrieren, der Schweiß, den die Spannung der Muskeln auf die Handflächen treibt: Der Körper fängt an zu sprechen.

Er liebt sie beide, den Sprechenden, Getragenen und den Träger; Liebe heißt für ihn Symbiose – zumindest als Perspektive oder, wenn anders nicht möglich, als Illusion, denn ohne Symbiot kann er nicht leben, nicht mehr, ohne in anderen Körpern sein zu können, sie zu spüren wie sich selbst. Der Träger hat ihn gerettet vor ein paar Jahren, die ihm wie ein ganzes Leben vorkommen, hat ihm zu einem neuen Leben verholfen, als sein altes endgültig stürzte und drohte, ihn mitzureißen in eine unaufhörliche Bewegung des Untergehens. Seine Farbe ist nicht das Indigo, nicht das Verschwinden, unblau leben sie in einer Wirklichkeit, die teilbar, mitteilbar ist: Die Wendung im X der Jahre zum A, das Beständige im Wandel, A-Zeiten, die die Potenz haben, die X-Jahre zu überdauern, ihn in eine neue Mathematik der Zeiten und Namen führen werden, später, viel später. Die ihm ein Zuhause geben als Symbiot in einem anderen Körper, manchmal auch in mehreren; das A seiner Verkörperungen. Er getragen und Träger zugleich: Ein Selbst, in dem er sich Tragenden als Getragenen wiederfinden kann.

Er streicht ihm die Haut mit den Fingernägeln, betrachtet die roten Spuren, die sie hinterlassen, greift hier und da kräftig zu und bohrt die Nägel in das Fleisch, was den Körper zuckend gegen die Fesseln aufbegehren lässt. Er bedeutet ihm aufzustehen, öffnet ihm die Hose, zieht sie herunter, Unterhose auch, sodass er nun nackt vor ihm steht; das Seil über Kreuz um die Brust geschlungen hält seine auf den Rücken gebundenen Arme unter Spannung. „Gestern war mein Geburtstag und du bist ein wunderbares Geschenk“, denkt er sich, der Gefesselte antwortet mit suchenden Blicken, „Gestern vor zehn Jahren habe ich begonnen zu leben, die Zeit davor, das Eis, die Isolation, das wandelnde Totsein eliminiert; ihre Gedächtnisspuren gelöscht.“ Bis auf den kleinen Jungen auf dem Steinhauten, der seinen Körper verlässt, um in einer Vision, die wie ein Faden die Formen seines körperlichen Da- und Fortseins zusammenhält, um in der Vision von Verfinsternung seinem Tod zu begegnen. Seitdem sind sie enge Vertraute: Er und der Tod. Er dreht einen Joint, lässt auch den Wehrlosen daran ziehen, beobachtet genau seinen Körper: Der Druck der Fesseln legt unsichtbare, unwillkürliche Bewegungen frei, gibt ihm Halt, die Möglichkeit zu fallen ohne zu stürzen, aus seiner Haut heraus zu fallen und sich zu zeigen; haut- und haltlos. Ohne diesen Halten überwältigen ihn die Drogen, Nacht für Nacht, Absturz für Absturz; oft kommt er – wie heute – spät nachts zurück von diesen berausenden Abenden, in sein Bett und will gehalten werden, manchmal ist ihm schlecht und er muss kotzen, oder er zittert am ganzen Körper. Jetzt ist er ruhig geworden, sein Vibrieren kommt aus einer Tiefe, die ansonsten völlig unzugänglich ist, verborgen.

Er wirft ihn auf die Matratze, wo er auf dem Bauch zum Liegen kommt, bindet ihm mit dem langen Ende des Seils die Füße zusammen, die nun so mit den Händen verbunden sind, dass sie sich fast berühren, der ganze Körper gespannt wie ein Bogen. Die Luft geformt, gefüllt von seinem Beben, Vibrieren, seinem imaginären Aufbegehren gegen den Halt, den ihm die Fesselung gibt, gegen das Fallen, Aufbegehren, das seine imaginären Kämpfe spürbar und sichtbar werden lässt. Jetzt ist es soweit, er holt Papier, Pinsel und das Tuschepigment, das er gründlich mit Wasser verrührt; die Vibrationen des nackt vor ihm liegenden Körpers, in eine Spannung gezwungen, gegen die er vergeblich versucht anzukämpfen, in die Tusche eingerührt; ihre Farbe wird die des Körpers sein. Der Pinsel ist davon vollgesogen, und das Beben des Körpers streicht die Tusche vom Pinsel ab, trägt sie auf das Papier, in das sie sich filigran einschreibt, die Sprache seines vibrationsgeformten Atems. Und durch sie auf dem Papier der Körper, der jetzt in der Lage ist, sich zu zeigen, transparent, Schicht für Schicht abgetastet: Muskeln, Sehnen, Adern, Knochen: Der Schädel, unzählige Schichten. Abgetastet das Beben von seinen Fingerspitzen, die mit Hilfe des Pinsels das Erspürte zu Papier bringen. Sie fühlen seine Farben, das Verschwinden: Indigo. Das Malen kommt richtig in Fluss: Er nimmt einen weiteren Bogen Papier, ein weiteres Abtasten der Schichten, abgründige Lust an der Tomographie.

Der Körper stöhnt schließlich, „Ich kann nicht mehr“, er hat ihn über das Malen fast vergessen, berührt ihn wieder: Er ist nass geschwitzt, als hätte er geduscht, der Druck aus seinem Körperinnern enorm, das Beben, das ihn, sein Wahrnehmen übermächtig einnimmt; er nichts mehr als dieses Beben, als der sich selbst überlassene Körper, entblößt, bis in die verborgensten Winkel abgetastet. Er streichelt ihn sanft, um ihm Wahrnehmung und Fühlen wiederzugeben – nachdem sie nun ein für allemal aufgezeichnet sind, löst nach und nach dabei die Fesseln. Er, der Geschenkte, der Getragene, ist erschöpft, erregt zugleich. Sie liegen jetzt beide im Bett, schmiegen sich aneinander und ertasten mit hochsensiblen Nervenspitzen ihre Tiefen.

a-Tage

Sie kennen sich noch nicht lange, der Getragene und er, werden auch bald wieder getrennte Wege gehen und doch, diese kurze Zeit eine unglaubliche Vertrautheit; Geborgensein in der Gegenwart des anderen. Davon sind sie überhaupt geprägt die A-Jahre, Jahre des Geborgen- und Getragenseins. Drei Jahre ist es nun fast her, dass er dem Träger begegnet ist, drei Jahre her der Winter, der parallel

zum X der Veränderungen und Wiederbegegnungen das A des Ankommens markiert, des Anfangs, das A der Auseinandersetzung, das Ende einer autistischen Finsternis, A der Aufgabe, der Antwort auf eine Flucht von Fragen. A der Aneignung, der Antisymmetrie, der Schlüssel zu einer weiteren Alchimie der Namen, des Namenlosen – unaufhaltsam ihre Transformationen, das Wandeln; azurnes, auflösendes, amorphes A der Ausdehnungen, der Augenhöhlen und -paare, des Außen, des Anderen.

18. Februar 1993: h-Tag

Heute hat er nicht auf sich warten lassen; heute Nachmittag dieser unerwartete Anruf, seine Stimme nach über zwei Jahren, das Treffen in der Kneipe, seine Einladung, zu ihm zu kommen, das heißt dorthin, wo er hier in Hamburg untergekommen ist. In Erinnerung noch das Gefühl, sich aufzudrängen, „Wenn es für dich ok ist, dass ich mich gerade nicht auf dich einlassen kann, kannst du ja bleiben.“ Anwesend oder nicht, seine Ausstrahlung vereinnahmte ihn völlig: Warten, ob er irgendein Interesse bekundet – das übliche Spiel, Ende des Wartens; dann seine Stimme nach Monaten, er würde ihn besuchen wollen. Seine Haltung abwartend, passiv; warten auf Entscheidungen, keine Entscheidung. Er sah sein Leben als eine Abfolge von Nichtentscheidungen: Der starre Aspekt der Unentschiedenheit; selbst der Tod ließ auf sich warten. Jetzt sitzt er neben ihm und erzählt ihm Geschichten von seinem Leben, Lieben und Leiden, dass er hier für seinen Freund das Regal eingebaut hat und wie stabil es ist. Daran angebracht Wäscheleinen durch das Zimmer; er zieht an einer davon und sagt, das Regal würde er nicht klein kriegen und grinst, während die Augen des Zuhörenden schon dabei sind, Phantasien in ihn zu projizieren, in diesen Körper, den zierlichen, mit Leder und Nieten bewehrten, jungenhaften Körper – zeitlos in seiner Anhäufung von immergleichen Lebensmalen. H sein Tag, Hajo, Hannes, Helge, Heinz, Durchdringung vieler Tage, Schicht für Schicht abgetragen, H sein Name: Heiko, Hendrik, Hauke, Hajo, H.

Hajo

«„Du kennst meine Phantasien, willst wie ich einem Anderen ausgeliefert sein, der fähig ist, mit deiner Haut zu fühlen, und du kennst auch die Versuche, sich selbst mit Schmerzen aus dem Körper zu jagen, das wiederholte vergebliche Entkommen. Auch wenn wir aneinander unsere Begierden erkennen, werden wir sie uns nicht erfüllen.“ Unsere Blicke aneinander geheftet, wie das erste Mal, als wir uns sahen, dein Grinsen sagt: „Macht doch nichts“. Du setzt dich wieder auf das Bett; „Zieh dich aus“, und beobachtest mich dabei: „Die Armbänder auch“, kommst dann zu mir, streichelst mich und spürst das Beben, das meinen Körper immer mehr einnimmt. Lässt mich dich spüren, deinen Körper, Arm- und Halsbänder, deine zweite Haut – es riecht nach Leder, deinen Mund und deine Hände; ich höre meine Stimme sagen, dass die Vorstellung, dir völlig ausgeliefert zu sein und zu erfahren, ob du dich in meinen Körper hinein fühlen kannst, mich ganz und gar einnimmt und meine Haut aufs Äußerste sensibel macht, meinen

Körper beben lässt. Deine Augen sagen ein beiläufiges „Weiß ich“, du schiebst mich an die Regalwand und während du mich küsst, drückst du mich gegen das Regal, hältst meine Handgelenke mit festem Griff. Drückst die Hände neben meinem Kopf fest an das Holz, beißt dich in meinen Hals, die Schultern; nimmst dann meine rechte Hand und bindest sie oben an dem Ende einer Wäscheleine fest: Du wickelst die Schnur mehrmals um das Handgelenk und verknotest sie mehrmals. Die linke Hand dann an das Ende einer anderen Wäscheleine, so dass die Arme nicht ganz ausgestreckt rechts und links oben festgebunden sind. Das Beben drängt mich aus meinem Körper, was ich fühle, ist nur noch das sanfte Pulsieren der Innenseite der Haut: Mehr und mehr fühle ich, werde ich nichts als Haut. Du bindest meine Beine gespreizt wie die Arme an das Regal und streichelst dann mit deinen fühlenden sehenden Händen die Beine aufwärts den Körper, streichelst Po, Leisten, den Schwanz – die Haut gespannt, dass sie droht zu zerreißen, deine Hände erspüren sie: Bauch, Brust, Nabel; an den Achselhöhlen angelangt ein kurzes Zucken, ein Reißen an den Fesseln. „Entspann dich“, flüsterst du und streichelst nochmal, mit den Fingernägeln diesmal, die Achselhöhlen, zufrieden, dass der Körper sich nun dieser Berührung ergibt.»

Zwei Jahre haben sie sich nicht gesehen, nachdem er, der Liebende, erkannt hat, dass er dem, was in ihm auslöst wurde, nicht gewachsen ist, besser eine Niederlage eingesteht und ihn vergisst, was auch geschehen ist. Heute hat er dann angerufen, er wäre in Hamburg, und sie haben sich verabredet und getroffen. Der nicht mehr Wartende hat sich gefragt, wem er da wohl begegnen würde, nach zwei Jahren: Warum will er ihn treffen? Sie haben sich eigentlich nie kennen gelernt; das einzige, was er von ihm kennt, sind die Illusionen, Gefühle, die er in ihm auslöst, inzwischen bis fast ins letzte Erkennbare erforscht und durchdacht.

Der Zurückgewiesene hat sich ziemlich verändert in diesen zwei Jahren: Soll er ihm sagen, dass er dadurch, dass er ihn „damals“ getroffen hatte, sein Leben verändert hatte so sehr, wie noch nie in so kurzer Zeit? Es würde nicht verstanden und so kam es gar nicht erst zur Sprache. Kaum dass er ihn gesehen hat, ist er unvermittelt in diesen Moment der ersten Begegnung mit ihm versetzt gewesen: Es war das einzige Mal für ihn das, was er „Liebe auf den ersten Blick“ nennen würde, dieser Moment der ersten Begegnung. Der Wiederkehrende hat sich überhaupt nicht verändert, kein bisschen, der gleiche Pullover, die gleiche Lederhose und -jacke, der rotgrüne Iro. Er sagt, er steht darauf, angepinkelt zu werden und kenne da jemanden, der ihn ab und an besucht und anpinkelt; dass er immer noch den gleichen Kummer mit dem gleichen Geliebten hat, nur ernster: Kurz vor

der Trennung; immer noch die Depressionen, das Gelähmtsein und viel Alkohol: Eine Hepatitis verschaffte ihm ein halbes Jahr Alkpause. Heute Abend, in der Kneipe, ist er von Angstzuständen heimgesucht worden und hat den Aufgesuchten gebeten, ihn dorthin zu begleiten, wo er in Hamburg untergekommen ist, unsicher, ob er den Weg alleine schaffen würde. Dort angekommen bereitet er Wassermelonen, er sagt, der Liebende könne hier nicht übernachten, dass er die letzte U-Bahn nicht verpasse, was natürlich schon geschehen ist. Der Liebende bleibt. Der Begehrte zieht seine Lederhose herunter, die gleiche, die er schon drei Jahre zuvor trug, als sie sich kennen lernten: Dass so ein großer Schwanz in eine derart enge Hose passt. Er zeigt seine Eiterbeulen auf dem Po: Es sieht sehr unangenehm aus. Er glaubt, es käme vom Angepinkeltwerden, er hätte es, seit er sich bepinkeln lässt, und wird es nicht mehr los. Der Beobachtende hatte seine einzige Erfahrung mit Pinkeln beim Sex während er vergewaltigt wurde.

«Deine Hände gleiten über meine Brust, deine Finger kneifen in die Brustwarzen, während du mich küsst, deine Zunge in mich dringt, meine Zunge in dich, die du versuchst, mit den Zähnen zu fassen. Deine Hände auf meinem Po, greifst fest und gräbst die Fingernägel in die Haut, dass der Schmerz als Zusammenziehen von Muskeln sich entlang der Wirbelsäule fortsetzt; ich schließe die Augen; du befühlst abwechselnd meine Brustwarzen mit der Zunge, saugst an ihnen – sie sind ganz erstarrt inzwischen und so sensibel, dass bisweilen schon dein Atem, der über eine von ihnen streicht, einen Schauer über die Haut jagt und ein leichtes, unwillkürliches Ziehen meiner Arme an den Fesseln auslöst; das, worin ich mich bewege, was ich bin, sind diese Schauer, diese Tiere aus zärtlichem Schmerz, die in meine Haut, über meine Haut jagen, was ich bin, ist meine Haut: Jede einzelne Nervenzelle eingenommen. Der Biss in die Brustwarzen, die Fingernägel, die Zunge vom Nabel an über den Bauch; ich bin nichts mehr, nur Haut, bereit, von diesem Körper abgezogen zu werden: Meine Haut dir übergezogen, jedes Stück du mit ihrer schmerzenden Innenseite befühlend; mit jedem Biss das Spiel der sich zusammenziehenden Muskeln; der Körper, der durch Nervenschauer wie durch einen Strom gleitet, der sich seinen eigenen Bewegungen hingibt, fremd fast, so eigen: Mit deinen Zähnen erfühle ich meinen Körper, von den Brustwarzen ausgehend, mit deinen manchmal sehr fest zugreifenden Händen; ein einziges Strömen.

Verliere den Raum innerhalb meiner Haut, nehme ihn behutsam wieder ein, verliere ihn erneut, während Hände Po und Beine erfüllen, eine Zunge die Brustwarzen beruhigt; deine Lippen streicheln über den Hals und durch das Leder

spüre ich deinen Schwanz mit meinem. Du lässt ab von mir, ziehst dich aus, siehst mich an dabei, dieses Grinsen: Wie viel an Distanz du zu mir verloren hast. Ich kenne dich kaum und doch sind meine Phantasien von dir derart genau und klar, dass ich das Gefühl habe zu wissen: Dir kann ich mich hingeben, du kannst die zarten Schauer nachfühlen, kennst mich wie dich selbst, wie ich dich kenne; doch das sind Gefühle, die sich auf Phantasien beziehen, das weiß ich; eigentlich kenne ich dich gar nicht, sehe dich auch nicht durch die Bilderflut, die du in mir anregst: Ich weiß nicht, wem ich meine Haut ausgeliefert habe. Ich versuche mit Blicken durch deine Haut zu dringen, dein Inneres: Fleisch, Knochen zu ertasten – dein zierlicher Körper gefällt mir, macht mich begierig, ihn zu fühlen, gerade auch weil sich daran die Kämpfe, die du führst und geführt hast, so deutlich ablesen lassen. Ich habe mich dir ausgeliefert und ich werde mich ganz deinen Händen, deinen Zähnen überlassen: Du sollst verfügen über meinen Körper wie über deinen.»

Das erste Mal gesehen hatte er ihn auf einer Tagung, und sofort, in dem Moment, als er diesen Körper sah, fühlte er sich wie verwandelt – er kannte so etwas bis dahin noch nicht, starrte nur noch auf ihn, in diese Augen und wusste nicht, was da geschieht, war mit seinem gesamten Körper an diesem Geschehen beteiligt. Der Begehrte erwiderte den Blick, starrte ihn auch an und eine ganze Einführungssitzung hindurch sahen sie sich gegenseitig in die Augen. Danach hatte er das Gefühl, ihn schon Jahre zu kennen und was der fremd Vertraute ihm nach und nach erzählte über sich, bestätigte diese Vorstellung. Wie konnte ein Fremder ihm derartig vertraut sein? Er fühlte sich sehr unsicher, konnte nicht mehr unterscheiden, was er sieht oder was er träumt. Sie gingen dann spazieren, in den Wald, und kaum außer allgemeiner Sichtweite zog der Fremde ihn in die Büsche: Es war mit nichts vergleichbar, seinen Körper zu spüren in diesem Moment, ihn durch seine Haut aufzunehmen. Seine Lederhose (dieselbe wie später auch) war prall, ausgebeult von seinem Schwanz: Er interessierte sich auch offensichtlich im Wesentlichen für den Schwanz seines Gegenübers und löste damit Ketten unangenehmer, fast schmerzhafter Erinnerungen aus, die sich gegen die Begierde, ihn möglichst sofort und ganz einzuverleiben, aufrichteten und sagten: Er ist in erster Linie Mann. Der vom Gefühl der Liebe auf den ersten Blick Überwältigte verhielt sich unentschieden zunächst, sagte dann, dass er ihn nicht so schnell an seinen Schwanz lassen wollte; er verstand es, fand es ok. und die Phantasien hatten den Boden ganze Welten zu erobern. Ein paar Wochen später hatte er ihn, den Gefundenen, in Berlin besucht. Als sie miteinander schliefen, wurde es offensichtlich: Die Sexualität des Begehrten war sehr schwanzfixiert – heute hat er

dem Liebenden gesagt, dass er eher seinen Schwanz in Erinnerung behalten hätte, als sein Gesicht – und dieser fühlt sich davon bedroht, von fast schmerzhaften Bildern heimgesucht. Entsprechend war der Schwanz des Wiedergekommenen sehr groß, in keinem Verhältnis zu seinem sonst zierlichen Körper, Schwanz des Begehrenden dagegen klein, noch dazu mit einer verengten Vorhaut.

Es, ihre ersten Begegnungen, war gleichzeitig sehr nah und entfernt, der über alle Maße Geliebte war offen und abwesend: Sehr widersprüchliche doch sehr schöne Gefühle in dieser ersten Zeit: Schön auch sein Körper auf der Haut, seine Bewegungen, die Herausforderung seiner harten Muskeln. Der Liebende hatte beschlossen, diesen Gefühlen von Nähe und Vertrautheit, die ihm vermittelt wurden, zu glauben, obwohl seine äußeren Wahrnehmungen ihn genau davon abzubringen versuchten; so war es denn etwas sehr Vertrautes, mit ihm zu schlafen, wenn auch nicht unbedingt nah. Es blieb eine Art Leere die Tage danach, das Gefühl, nichts von ihm mitbekommen zu haben.

«Du drückst deinen Mund auf meinen, dringst ein mit deiner Zunge, die spielerisch, tänzelnd meine Mundhöhle ertastet, die Zähne; eine Hand umgreift meine Hoden und den Schwanz, der Griff ist recht fest und irgendein Reflex versucht, meine gespreizten Beine zusammen zu ziehen, mehrmals, ein reflexartiges Ziehen an Hand- und Fußgelenken. Der Griff wird fester, durch die Haut entweicht alle Luft aus meinem Körper und ich verliere mehr und mehr den Raum, den Boden unter den Füßen, taumle von Abgrund zu Abgrund; verschwunden auch, unerreichtbar, was war, das eben. Flüchtige Landschaften aus Schmerz, aus Licht: Licht in atemloser Geschwindigkeit – Atemlosigkeit des Momentes, des Augenblicks, der ganze Leben umfasst – fliehende Meere, die Haut glühend, Richtung Bauch gezogen, die Nerven, mein Unterleib vor einer gewaltigen Implosion, mitgerissen in diesen Sog: Splitter von einem ich. Hände, die versuchen, einen zerreißenen Körper zusammen zu halten; Hände, die sich in Wunden graben, dem Schmerz eine Richtung geben: Von außen nach innen; Hände, die das Fliehende zu fassen bekommen und zu sich holen.

Du lässt ab, und von diesem Punkt aus, den Hoden, füllt sich der entleerte Körper wieder; die Arme verkater von den Versuchen, sich den Fesseln zu entwinden. Du streichelst mich durch die Haare und beginnst, mit Lippen und Zunge meinen Hals und die Schultern zu befühlen – hier und da eine Stelle markiert mit einem zärtlichen Biss – Arme, Achselhöhlen, bis herab zu den Beinen. Ertastest diesen Körper, formst einen Körper, gibst ihm Gefühl, formst Körper um Körper

mit deinem Mund an jeder Stelle Haut, die du berührst; streichelst vorsichtig meine Eier mit der Zunge, nimmst den Schwanz in den Mund, beißt sanft in die Vorhaut: Wieder und wieder das warme spitze Gefühl deiner Zähne, das entlang dem Rückenmark in meinen Körper pulsiert. Jedem Stück Haut neues Leben, ihre Poren weit geöffnet. Etwas umständlich bindest du mich los: „War das genug?“, wir legen uns auf das Bett und ich drücke deinen zierlichen Körper fest an mich, gierig, ihn auf einmal ganz und gar aufzunehmen, durch die geweiteten Poren der Haut mir einzuverleiben. Unsere Schwänze drücken aufeinander, ein gemeinsames Pulsieren geht durch unsere Körper: Ich spüre dich innen wie ich dich außen spüre. Wäre zwischen uns nicht die Projektionswand unserer Erwartungen, Verletzungen und Begierden gewesen, unsere Phantasien wären lebendig geworden, Bilder und Gefühle körperlich.»

Er, der fast Vergessene, trinkt noch mehr als früher, jeden Abend dieses bierschwammige Gefühl; er weist auch vorbeugend darauf hin, dass er nicht lieben, nicht begehren würde, Begegnungen für ihn eher gefühllos wären, aber „Zur Not kannst du auch hier schlafen“: Zur Not! Gleichzeitig bedankt er sich, dass ihm für einen Abend das Gefühl der Einsamkeit genommen worden ist, legt sich ins Bett. Er, dessen Gefühle von Liebe wiedererweckt werden, kann nicht schlafen. Er streichelt den Schlafenden, befühl ihn mit seinem ganzen Körper, während er sich räkelt, windet, ihn nicht ansieht dabei, sondern schläft: Wer er wohl ist für ihn; was wohl jetzt in seinen Träumen erscheint? Schön, seinen Körper so nahe zu fühlen, unwirklich schön wie einer dieser skurrilen Träume, in die er sich allzu gerne flüchtet: Seine Wärme, seine Bewegungen, sein Atem und leises Pulsieren. Ganz nah ist es, das Wesen, und fern: Gleichzeitig in seinen Phantasien und woanders, in seinen eigenen, die es nicht teilen will.

Er empfindet ihn als völlig verändert, offener, freier in seinen Bewegungen, unverkrampfter. Er spricht jetzt: Früher dachte er, es sei unmöglich, mit ihm zu sprechen, hatte sich fast schon abgefunden mit diesen monologischen Nichtzusammenkünften; doch heute: Lauter sexuelle Anspielungen und sie treffen, sprechen seine Phantasien an, treffen genau, und jetzt wieder das Gefühl, in eben diesen Phantasien gelandet zu sein, in Träumen – entschlackt von diesen ich-du-Illusionen. Der Gefundene und Wiedergefundene spricht auch von Tod: Seinem eigenen, immer wieder durchgangenen; er spricht vertraute Dinge, die der Findende einmal „sein eigen“ genannt hat: Seine Erfahrungen, seine Phantasien, Fluchtburgen, Sehnsüchte und vor allen Dingen: Seine Einsamkeiten. Er rückt eng an den Schlafenden heran, ihn mit möglichst viel von seinem Körper zu spü-

ren; er scheint es zu mögen, lässt mit angenehmen Atembewegungen: Bewegungen, die den Atem durch seinen ganzen Körper verfolgen, ihre Häute aneinander reiben; seine Hand drückt ihn noch enger an ihn, streichelt seinen Bauch, bekommt seine Brustwarzen zu fassen, seinen Schwanz. Ewig kommt ihm die Zeit vor, die sie einander wahrnehmen, Körper an Körper, die sie ihre Häute miteinander sprechen lassen. Auch heute, am Tag der unvermuteten Wiederbegegnung dieses nichts, das bleibt, dieses Unentschiedene, und ein nachbleibendes Gefühl auf der Haut, ein unwirklich schönes; der Geruch von Pisse an der Hand.

«Der Vergessene steht unvermittelt vor der Tür: Diesmal mit einem Strauss Tulpen, einem gigantischen Strauss roter Tulpen und grinst, während die Blüten sich mir zuwenden, halb geschlossen größer und größer werden und schließlich eine davon beginnt, sich über mich zu stülpen, die anderen mich am ganzen Körper lieblosen und es nicht versäumen, mich in meiner Position festzuhalten, sodass ich gar nicht erst versuche, den Tulpen zu entkommen. Wie weich das Blüteninnere über meine Haut gleitet, die enge Öffnung über mein Becken; jetzt bemerke ich, dass die Blüte innen mit lauter kleinen Schuppen bedeckt ist, die, wollte ich wieder hinaus, wie Widerhaken meine Haut zurückhalten würden; kaum sind nur noch meine Beine frei, werde ich eingesogen, bin ganz drinnen, höre auf zu atmen: Jetzt also die ewige Gegenwart. Der Blütenmund fängt an sich zu strecken und sich dann zusammenzuziehen, in langsamer Wiederholung, immer wieder und jedes Mal reißen mir die Schuppen hunderte kleine Fetzen Haut vom Körper, meine Nerven gefrieren und bohren sich wie Nadeln bei jeder Blütenbewegung von innen durch die Haut. Das Blütenrot verbrennt das bloßgelegte Fleisch. Der Mund hat sich aufgerichtet inzwischen, kopfüber mit nach unten gestreckten Armen, Beine oben, werde ich langsam ein kleines Stück hoch gedrückt um dann wieder langsam nach unten zu sinken, die Blütenblätter eng an meinen Körper gedrückt schaben mir die Haut ab, drücken mich schließlich nach außen, wo andere Tulpenmünder mich an den Füßen herausziehen. Gehäutet und blutig, von vier Tulpen an Händen und Füßen gehalten, berühren mich die anderen Blüten sanft, zart mit ihren leuchtenden Lippen, zwanzig, dreißig Lippenmünder vielleicht, die wie in Hypnose zeitlupenartig über meinen Körper tanzen, ihn verwandeln in Bewegung, ein Sich-Bewegen zu einer ekstatischen Musik der Nerven unhörbar.»

Im Augenwinkel einen Blick des Fremden erhascht; seine Augen, als wenn er sie gestern das letzte Mal gesehen hätte, seine Haut transparent, innen anders geformt als außen. Seine Nervenenden ertasten das Innere, das Andere, bisher

nicht Gesehene – sein Blick haftet an seiner Haut. Die Nerven saugen sie leer, die Haut, versuchen sie von allem Ungekannten zu befreien, um dann wissend ihre Fühler einzuziehen. Er sagt der Haut, dass er sie liebe. Er ist unbeschrieben, woanders und warm.

6. Juni 1997: s-Tag

S ist das letzte der Jahre, der letzte Tag, der letzte Name: Steffan, Sandro, Sören, Sascha, Sven; sie sind jetzt vorbei, die S-Zeiten, auch die X-Zeiten, deren Ende zum Anfang zurückgefunden haben; er weiß es, auch wenn er es nicht wahrhaben will; die Fähigkeit wahrzuhaben verloren, das Ende der Jahre, Tage, Sebastian, Silvio, Stef, Namen, das Ende der Namen. Das S-Jahr war ein glückliches Jahr, eines seiner glücklichsten überhaupt, auch ein Jahr der Kämpfe, des Todes, Jahr des Krebses – zu Grabe tragen, das Grab im Wald: „Ich schaufle“. Ein nahes Jahr, ein Zusichkommen, mit dir, in dir, ja, ein solches Jahr. Und nun, quasi über Nacht: Die Distanz, unendliches Entferntsein, Sichfremdsein; S-Zeiten. Die Flut der Erinnerungen bricht in die Tage, die Ausflüge an die Elbe, Sex im Wald, auf Amrum in dichtem Nebel umher irrend; er in seinen Armen, sein Körper ertastet, sein unwiderstehlicher Geruch; das alles wie aus einer fernen Welt, einer fernen Zeit, S-Zeit, wie ein Traum, ferner, quälender Traum.

Eine Nervenentladung fährt dem Träumenden von der Schwanzspitze ausgehend durch den Körper, ein elektrischer Schlag, der ihn unmittelbar zusammenzucken, sich krümmen lässt. Erinnerung an ihren letzten körperlichen Kontakt vor ein paar Wochen, daran, dass sie sich seither nicht mehr berührt haben, sich nicht mehr berühren werden. Seit diesem gemeinsamen Bad in der Wanne, an jenem Nachmittag, an dem der Verlorengegangene über seine Vorhaut redete, fragte, ob er noch nie versucht hätte, sie zu dehnen, warum er sich nicht beschneiden ließe. Dass er sich nicht mehr vorstellen könne, mit jemandem zu schlafen, dessen Vorhaut verengt ist, hat er gesagt, als er anfing, jede Berührung von sich zu weisen. In der Wanne fing der Zurückweisende an, mit der engen Vorhaut seines Gegenübers zu spielen, der sich dem hingab in dem Wissen, dass er, der ja seine Gefühle, seine Zuneigung und sein Vertrautsein erwidert hat, die notwendige Sensibilität besitzt, auf diesem Grat zwischen Trauma und Erregung zu wandeln. Sie sind sich schließlich sehr nahe, unsagbar nahe gewesen, und in seinen Träumen und Illusionen sind sie es noch. Plötzlich jener elektrisierende Schmerz, jenes machtvolle Zucken, das wie ein Stromschlag durch seinen Körper fährt; seine Sinne wie betäubt, die Nerven in schrillumem Geschrei. Er schließt die Augen, versucht diesen zerstörerischen Schmerz aus seinem Nervensystem herauszutrennen, lässt daraufhin ein Messer auftauchen, dessen Quelle zu entfernen: Amputation des Schwanzes, des Unterleibs, des ganzen Körpers. Es hilft nicht: Unent rinnbar ist er diesen Entladungen ausgesetzt. Das ist seine verwundbare Stelle: Der Delinquent, dem diese Schmerzen schon dann gegenwärtig sind, wenn ihm

die Folterwerkzeuge gezeigt werden. Immer wieder kommt er seitdem, dieser Schmerz, der wie eine unter Strom gesetzte Nadel in seine Schwanzspitze fährt, in seine Träume, Erinnerungen, in seine Phantasien; Folter, die darauf aus ist, sie zu zerstören, Erinnerungen wie Phantasien: Das Zugleich des Vertrautseins, „damals“, vor über einem Jahr, als sie nebeneinander im Gras lagen und nach langem, erwartungsvoll prickelndem Schweigen sich ihre Zuneigung zueinander eingestanden. Das Baden in seinen zarten Berührungen, ihre Ringkämpfe bis zur Erschöpfung, der Geruch ihres Nahseins, einander wirklich sein. Viel hat er ihm gegeben in diesem Jahr, hat ihm gezeigt, was Lieben bedeuten kann, die ungeheure Kraft der Bejahung in einem ent- und befremdeten Dasein, das sich allenfalls als Wegsein charakterisieren lässt. Jetzt will er nicht mehr geben, nicht mal das „nein“, das die neue Situation kennzeichnen würde. Sie bleibt bodenlos, die Situation, Tod und Verlust hochwirksam potenziert. Er wollte es wissen, was es auf sich hat mit dem Lieben, dem Leben des X der Jahre von Name zu Name in imaginärer Symbiose, als imaginäres Dasein, wollte wissen, was dahinter steckt, hinter einer Namensarithmetik, die die Fäden zu einem Gewebe verstrickt; er soll es erfahren. Er schaufelt dem Toten ein Grab im Wald, wacht auf, der Traum will nicht verschwinden, Nacht für Nacht das Grab wird er nicht aufhören zu schaufeln: Dem Toten, der in Wirklichkeit ein Sterbender ist, seinerseits nicht aufhören will zu sterben; Grab um Grab bleibt unbesetzt, keine Asche zu verstreuen gereicht. Der Sterbende hat gesagt, er wolle nicht mehr schlafen mit einem, dessen Vorhaut so eng ist, hat das Gesagte elektrisch codiert um es unvergessen zu machen. Unvergessen sind sie da, die verloren geglaubten Jahre, M-, J- und F-Jahre, wie Geschwüre bemächtigen sie sich seiner Erinnerungen.

Heute Abend soll es zu einem Punkkonzert gehen; so hatte ihre Beziehung begonnen: Mit einem vergeblichen Versuch, gemeinsam zu einem Punkkonzert zu gehen, dann weitere Versuche, die immer wieder gescheitert sind, und heute nun der letzte. Er ist schon vor langer Zeit verabredet worden, dieser Besuch, sonst hätten sie sich wohl nichts mehr Gemeinsames vorgenommen. Ein letzter Versuch, den Fremdgewordenen wieder zu sich zu holen, den Prozess des Verlustes zu stoppen, den Sturz in die Leere; weitere letzte Versuche sollen folgen. Auch mit ihm hat er symbiotisch gelebt, in ihm als Symbiont, der nun wie ein Parasit entfernt wird. Ohne Träger nicht lebensfähig; trägerlos die Zeit, die kommende, atemlos der vorläufig letzte in der Kette der Tode. Bereit zu geben, aufzugeben: Alles, sich, um der Verbannung zu entgehen, doch niemand will nehmen. Nichts. Sie sitzen vor dem Bauwagen und warten, andere sind auch dabei; er findet keine Beachtung, keine Berührung, keinen Blick. Es wird kaum gesprochen, gibt viel-

leicht auch nichts zu sagen, nur zu fühlen: Die chirurgische Präzision, mit der er entfernt wird aus einem anderen Leben, einem Leben, das sich einmal öffnete, ihn eintreten zu lassen, und nun öffnet, ihn heraus zu drängen. Die abweisende Gegenwart ist unerträglich, das, was war, was sie einmal verbunden hat, in dieser Missachtung eliminiert. Es trifft ihn unerwartet, diese Elimination dessen, was er einmal als sein Leben empfunden hat; er kann es nicht verstehen. Auch die Versuche rationaler Erklärungen, etwa dass der Vertraute von psychotischen Symptomen heimgesucht wird, ihm das Nahe und Vertraute aus nicht nachvollziehbaren Gründen zur Bedrohung wird, der mit entschiedener Vehemenz entgegengetreten werden muss, auch diese ganzen Erklärungen helfen nicht weiter.

Er hat mit einem Menschen eine Beziehung geführt, der niemals zuvor Nähe zu einem anderen Menschen empfunden hatte, dem überhaupt Vertrautheit und Nähe bis zu ihrem Kennenlernen völlig fremd waren; mit einer der hermetischsten aller denkbaren Formen der Isolation hat er sich bisweilen zu einem einzigen Lebewesen vereint, so nah, so undenkbar nah, so zerbrechlich die Erinnerung an diese Zeit, die nun einem blinden Zerstörungswahn Anheim fällt. Ihn, der nirgends als in seinen Einsamkeiten, den eigenen, beheimatet war, hat er da heraus geholt, hat ihn ausgegraben, als er fast schon erstickt war, der Verschüttete; Verlorener, der sich nicht kannte, sich über ihn kennen lernen und schließlich verwerfen sollte. Nun will er wieder zurück, in sein eigenes Leben, eigenes Versinken, zu dem niemand Zugang haben sollte. Seine Ängste und Hemmungen, die ihn ein halbes Leben lang gefangen hielten, holen nun aus zum entscheidenden Schlag, auf dass sie ihn von nun an niemals mehr verlieren sollten. Der Gräber, der Archäologe auf der Suche nach einem lebhaften Körper muss also verschwinden, ausgelöscht werden wie die Zeit, die sie gemeinsam gelebt haben; er wird zum Lebensnehmer, wo Leben nicht anders als in einer fest verschlossenen Möglichkeitsform sich wahrnimmt. Alle Äußerung verweigert; der einst lebendig Begrabene will zurück, in sein Grab.

Ein ganzes Jahr haben sie den Gleichklang gelebt, Nähe und Vertrautheit, ein Jahr geblüht, beide. In dem farblosen, zurückgezogenen Menschen, dem er vor über einem Jahr begegnet ist, der seine Sehnsüchte im Verborgenen hält, in ihm konnte er sich wiedererkennen; konnte mit ihm aufblühen in ihrer Beziehung, sich entfalten in seiner Schönheit, die dabei zum Vorschein gekommen ist; Blütezeit. Für den ehemals Farblosen ist es ein neues Leben gewesen, das für ihn begonnen hat, das zu leben auch nicht ohne Schwierigkeiten gewesen ist; immer wieder die Momente der Unsicherheit, des Rückzugs, die bange Frage: Was kommt

nach dem Blühen? Die Angst vor dem Wachsen. Dennoch schien es eine klare Entscheidung für den Blühenden zu sein, nicht mehr zurückzukehren ins Farblose, dem er scheinbar entkommen war. Bis vor ein paar Wochen, als er – über Nacht – die Blüten abgeworfen hat, ihm das Vertraute zur Bedrohung geworden ist; Unsicherheiten und Ängste zeigen sich nun als unüberwindbare Blockaden: Was kommt nach dem Blühen? Nichts geht mehr: Kein Wort, keine Berührung, auch nicht ansatzweise ein Gefühl von Nähe, nichts; als hätten sie sich nie gekannt, als wären sie sich immer fremd gewesen.

Er denkt, die Situation ist vielleicht unentschieden, eine Krise, mit der vielleicht auch umgegangen werden kann, die irgendwann vorüber sein wird; doch die Situation wird sich unerbittlich zeigen: Mit präzisen Schnitten soll er aus dem Leben eines wirklich geliebten Menschen entfernt werden, eliminiert. Das ist nicht der Anfang eines Trennungsprozesses, es ist der Beginn eines Vernichtungsprogramms gegen ihn, das er erst Monate später schwer verwundet in einer äußersten Anstrengung stoppen können wird. Es ist der Anfang einer schwärzesten Zeit, die ihn Fühlen wie Lieben verlernen lassen würde, die Kette des Spiegels abreißen: Er wird aufhören, die Jahre zu zählen, die Namen, das X der Veränderungen, der Wandlungen im Gleichbleibenden. Das Gleichbleibende im Ichsein verloren. Er ahnt es, die Zeichen weisen überdeutlich darauf hin, will es aber nicht ahnen, sich vorstellen oder wissen, ist vielleicht dazu nicht in der Lage; noch nicht. Erst vor Kurzem mit Krebs und Tod seiner Lieben konfrontiert ist er verwundbar, ein wehrloses Opfer. Drei Menschen, die ihm sehr viel bedeuten, auf die sein Leben gebaut gewesen ist: Der beste Freund, der ihn kannte, wie niemand sonst, den er begleitet hat in den Tod, durch Monate des Sterbens; der Träger, der mit dem Krebs konfrontiert ihn abgestoßen hat vorübergehend, und er, der ehemals Blühende, der danach trachtet, ihn zu vernichten, der sich nicht damit begnügen wird, sein „Lebe wohl“ zu sagen, auch er von einer Krankheit heimgesucht. Geschwüre wie Feuer im Körperinnern, in der Lunge, im Bauch, innen, wo es nicht gelöscht werden kann; Geschwüre der Haut, der Geschlechtsteile, weggeschnitten, weg geätzt, verstümmelt; die Geschwüre der Angst, die sich auf den Nervenenden bilden, sie zerfressen, die Körper und Gesichter überwuchern und als entstellte, fratzenhafte Gebilde schließlich ersticken. Drei Menschen, drei Arten der Geschwüre, drei Tode: Das ist sein Leben, jetzt. Anfang vom Ende der X-Jahre.

Sie reden kaum miteinander, er hat das Gefühl, sich aufgedrängt zu haben, die Einlösung eines Versprechens zu erzwingen. Einmal noch sollte es vorkommen,

dass er von ihm etwas erzwingt: Er wird ihn dazu nötigen, ihm das „nein“ ins Gesicht zu sagen, was er jetzt schon vollzogen hat, den Bruch zwischen ihnen, den aufgerissenen Graben, der nicht mehr zu überbrücken sein wird. Er fühlt sich überhaupt nicht wohl dabei, den Abstoßenden zu einer gemeinsamen Unternehmung zu nötigen, doch er ist süchtig, lebenssüchtig als Symbiont ohne Wirt bleibt ihm keine Wahl: Den Entzug würde er kaum überstehen. Er weiß, es wäre besser sich jetzt zu lösen, ihn ziehen zu lassen; er kann sich nicht lösen von dem Gedanken, dies alles wäre ein Traum, ein Alptraum, aus dem es ein Aufwachen gäbe, hinter dem sich eine andere Wirklichkeit zeigen würde. Doch nichts wird sich zeigen.

Es ist soweit, sie brechen auf; der Verblühende lustlos und teilnahmslos, versucht, sich am Rand des Geschehens aufzuhalten und zu beobachten. Ihn kotzt sie an, diese sich herausziehende, distanzierte Haltung, und er beschließt, sich mitten hinein zu stürzen in das wilde Konzertgeschehen. Er ist schon lange nicht mehr bei einem Punkkonzert gewesen, dieser Abend eine Art Reminiszenz früherer Zeiten. Er trägt dabei ein paar Blessuren davon, auch eine Verletzung am Fußgelenk, die eitern wird und deren schwarze Narbe ihn noch viel später an diesen Abend erinnern wird, wenn er unwirklich fern sich bereits verliert. Sie wird ein Zeugnis sein, die Narbe, eines von wenigen, die bleiben werden. Sie sind jeder für sich bei diesem Konzert, sind sich auch da kaum begegnet, haben kaum miteinander gesprochen. Auf dem Nachhauseweg fragt der Verschlussene, ob er mit ihm kommen wolle, in den Bauwagen. Sie haben schon seit ein paar Wochen nicht mehr zusammen eine Nacht verbracht, und er vermutete, dass dies auch nicht mehr geschehen würde. Um so überraschter ist er bei diesem Angebot; er nimmt es an. Auch hier, gemeinsam im Bett liegend, wird kaum geredet, gibt es kein Berühren. Der die Blüten abgeworfen hat sagt noch nicht mal, dass er nicht berührt werden will, schiebt ihn einfach weg, mit dem er über ein Jahr eine Beziehung geführt hat, immer wieder, bei jeder noch so leichten und zufälligen Berührung der beiden Körper. Wortloses Zurückweisen. Der Zurückgewiesene geht noch in der Nacht. Er wird nicht mehr in diesem Bett liegen, diesem Geruch so nahe, wird nicht mehr diesen Körper spüren. Einen erbitterten Kampf wird er führen um die Erinnerungen an ihr gemeinsames Beziehungsjahr, nicht einmal die sollen ihm gelassen werden. Bleibend allein die Wunde, die Narbe am Fuß, die ihm nicht genommen werden kann.

Was weiß er schon von diesen Verfinsterungen, von diesem Jungen als freischwebende Erinnerung hermetisch verpackt, der von seinem steinernen Thron

aus Todeswünsche aussendet; was von den quälenden, schmerzenden Bildern, die Nacht für Nacht als Heimsuchung seine Träume füllten? Unerreichbar, unteilbar die Flucht, die erstarrte Bewegung des Fliehens. Er, der ihm vielleicht nie begegnet ist, wird ihn verlassen. Er bereitet ihm ein Grab im Wald: Das ist eine Entscheidung, zumal er – mehr als einmal – das Meer in seinen Augen gesehen zu haben glaubt, das Farbenverschwinden; ein tiefes Grab hat er vor zu graben: Nach all den Jahren, den beständigen Wiederholungen und Wiederbegegnungen soll er Ruhe finden, und dafür, das weiß er, muss jede Möglichkeit der Rückkehr, jede Umkehr ausgeschlossen sein; gerade für ihn muss es ein Grab ohne Wiederkehr sein. Aber er gräbt nur sehr oberflächlich, bringt es nicht zu irgendwelchen Tiefen: Tiefe, hieße das nicht, luftleer zu atmen, die Zeit verschwinden zu lassen zwischen zwei Atembewegungen? Er übergibt die Entscheidung den Armen und Händen und sie graben nicht tief, so dass sie bleibt, die Chance wiederzukehren, dass er wiederkommen würde, mit Sicherheit, irgendwann. Den traumfesten Körper in den Armen gibt er ihm Angst, alles was er hat, den Tod. Er zittert, fest an ihn gedrückt zittert er. Das Messer aus einer anderen Schicht, aus einer, in der Gedanken zerteilt daliegen, dem Eindringen, aus einer anderen Zeit das Messer, das das Bild zerschneidet, ihn nicht alleine zu lassen. Auch das kennt er gut, und er lässt sich rücklinks fallen in das Andere, das Meer, das ihm nicht zuteil wurde, lässt er sich durch die Körper fallen, sich im Fallen schälen. Er bereitet ihm ein Grab im Wald: Das ist seine Entscheidung; einmal in Gang gekommener Prozess, der sich erbarmungslos fortsetzt und nach nichts schreit, als nach seinem Ende, der nichts sonst mitzuteilen hat: Ende! Schluss! Einsamkeit und Einswerden, die Imagination des Getrenntseins, sie breitet sich aus, ummantelt die Körper, löst sie auf, um sie dem Boden als Flüsse zu hinterlassen. Nie ist er mit ihm gegangen, nirgendwohin, nie ist er gegangen überhaupt, und jetzt betreten sie gemeinsam den Wald. So wie sie durch den Wald gehen, schreiten sie über die Meere, das Versinken im Bewusstsein der Stand, der sie durch Abertausende übereinander gelagerter Erinnerungsschichten traumelt. Der Versuch, die Augen zu schließen. Er sieht in seinem Gesicht die Jahre, den Tod, einen knöchernen, harten und grinsenden Tod, er sieht ihn flüchtig. In ein paar Augenblicken schon wird er wieder verschwunden sein, der Tod in seinem Gesicht; als Schatten, in einem noch nicht Form gewordenen Zustand wird er bleiben. Wie sie alles verlieren, verlieren sie sich.

x-Tage

Der beständig Wiederkehrende seiner Träume hat kein Gesicht; in dem Sinne, dass er viele Gesichter hat: Da ist zum Beispiel in einer sehr tiefen Schicht M's Gesicht, dann das von J, das von F – der Glanz dieser Gesichter, A, in seiner Vervielfachung, dominant noch H's Gesicht, das von S, das sich noch nicht vernarbt als einzige offene Wunde zeigt. Die Gesichter ihrer Augen sind da zu erkennen, die ihrer Vergangenheiten, Geburten, die Gesichter ihrer Berührungen, die ihrer Häute. Viele andere noch dazu, und alles Fragmente seines Gesichtes, des Ichkörpers in diesem keinen Gesicht des Wiederkehrenden seiner Träume. Sein Erscheinen ist flüchtig, in Zeit nicht fassbar, denn sofort, kaum dass er ihn wahrgenommen hätte und eine Stirnlappenmarke gesetzt wäre, tritt Zersetzung ein, Entwesung, das Bild verblasst, löst sich auf in ein Kaleidoskop aus tanzenden Netzhautflecken, indigofarben. Das Gesicht der Körper wird während dieses Zersetzungsprozesses durchdrungen, Schicht für Schicht freigelegt und offenbart – wie eine Tomographie – die gesamte Anatomie des Ichkörpers, angefangen mit der äußeren Schicht, der vielgesichtigen Oberfläche, bis zum Innersten der Leere eines bedeutungsfernen Netzhautfleckentanzes.

Das x der Tage hat aufgehört, Namen zu tragen, ist namenlos geworden, seine Arithmetik ungültig, weil nichts verheißend, nichts erkennend. $X=S$ das Ende des Berechnens, das Ende einer Arithmetik, die versucht, das Zeitsein, die Zyklen seines Entschwundenseins zu einer Illusion von Leben zu verwandeln; nichts wahrnehmbar mehr im Nichtwiederkehrenden, im Verschwindenden. Wie Wegweiser fixiert die Tage, die als Kristallkeime ein Sterbendes bezeichnen, als Marken hierhin und dahin gesetzt bisweilen zu kurzer Blüte gelangen: Ihre Saat geht auf im Tag-für-Tag des Anfangs, bezeichnet mit dem stets erneuerten A des Anderen. Sie setzen sich fort, die A-Jahre, und verknüpfen weiter Lebensstrang um Lebensstrang zu einem Netz, bereit, Wiedergefundenes einzufangen.



denn zu lieben heißt zu sterben
(Jiddu Krishnamurti)